

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 48

[www.nyland.de](http://www.nyland.de)  
[nyland@nyland.de](mailto:nyland@nyland.de)

# Otto Jägersberg Lesebuch

Zusammengestellt  
und mit einem Nachwort  
des Autors



Nylands Kleine Rheinische Bibliothek 48

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek  
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,  
von Walter Gödden

Band 48

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Titelbild: Regula Matthisson  
Bilder: Otto Jägersberg

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln  
im Aisthesis Verlag  
[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

© 2015 Nyland-Stiftung, Köln  
Umschlaggestaltung: Award Associates Robert Ward  
ISBN: 978-3-8498-1101-3  
Druck: docupoint, Barleben

## Inhalt

Weihrauch und Pumpernickel	7
Zehntes Kapitel: Lückenotto	8
Elfte Kapitel: Jesu geh voran	12
Aus »Nette Leute«	16
Aus »Der Herr der Regeln«	31
Der letzte Biss	44
Dazugehören	55
Eine Liebesgeschichte	74
Hosenanzüge	79
Für eine Feinschmeckerin	87
Der Fernsehreporter unterwegs, hoppla	99
Vom Handel mit Ideen	114
Beerdigung eines alten Rheinländers im Rheinland	115
Der Pfarrer von Bruchsal	116
Die Alpenschieber	118
Hund ohne Auftrag	120
Serienelefanten	123
Mit Goethe in die Pilze	127
Blut im Literaturverlies	132
Langsames Verschwinden des Balls aus dem Leben	138
Die Verschweinung der Kühe	144
Wein Liebe Vaterland	149
Der Alte lacht	150
Als ich ein Junge war	151
Junge aus der Siedlung	152

Lebensstimmung	154
Vor der Liebe	155
Mädchen meiner Jugend	156
Die Sinnlichkeit der Frauen	158
Stöbern in alten Truhen	159
Nivea	161
Forza Enrico	162
Herr Jesu	164
Mit Frauen unterwegs	166
Nachwort	172
Textnachweise	174

Weihrauch und Pumpernickel

## Zehntes Kapitel

### *Lückenotto*

Theodor Lückenotto war beleibt. Über seinem Bauch straffte sich eine abgeschabte Lederschürze. Es gab Stellen an der Schürze, denen man noch die ursprüngliche Farbe ansehen konnte: braun.

Seine kurzen Beine steckten in schloddrigen Hosen. An den strumpflosen Füßen trug er Sandalen mit Sohlen aus einem alten Autoreifen. Theodor Lückenotto war Schuster. Er wohnte in einem alten Fachwerkhaus, allein. Früher, als seine Frau noch lebte, war die Werkstatt im Keller. Nach ihrem Tode hatte er die Regale, die Schleif- und Nähmaschine, die Fußböcke, die Schuhe und das Werkzeug in das Wohnzimmer gestellt. Das Blechschild mit dem schönen gelben Erdal-Frosch hingte er über den Kamin.

Vor dem Haus stand ein Pfahl mit einem Schild, das er zweimal im Jahr mit Goldbronze bepinselte. In schönen Buchstaben war da zu lesen:

Theodor Lückenotto  
Schuhmachermeister  
Anfertigung & Besohlung

Der Meisterbrief hing eingerahmt und bis zur Unkenntlichkeit verstaubt an einem Ehrenplatz im Zimmer, neben dem Bild der Jungfrau Maria, dem Ewigen Licht und dem Kalender der Schusterinnung Münster-Münsterland.

Lückenotto war erster Vorsitzender im Männergesangverein ›Goldene Kehle‹ und Mitglied des Geflügelzuchtvereins, dessen trotziger Name ›Kleinvieh macht auch Mist e. V.‹, kunstvoll auf eine rote Seidenfahne gestickt, die im Vereinslokal auf der Theke stand, viele Bewunderer fand.

Die Kinder sagten zum Schuster ›Onkel Theodor‹. Wenn sie ihn ärgern wollten, sangen sie vor seinem Fenster: ›Der

Theodor, der Theodor, der steht bei uns im Fußballtor.« Lückenotto konnte dieses Lied nicht leiden, weil es vom Fußballspielen handelte. Onkel Theodor haßte Fußball, weil Fußballspieler schlechte Sänger sind, wie ja wohl jeder hören kann, wenn er sonntags in die Kneipe geht, wo Fußballer ihren Sieg feiern.

Georg ging gern zu Lückenotto. Viele besuchten ihn, nahmen in den Wohnzimmersesseln Platz, früher im Keller gab es nur gebrechliche Hocker, stemmten die Arme auf den leimverschmierten Tisch und hörten seinen Liedern zu. Lückenotto legte seine klobigen Hände mit den Kochmettwürstchenfingern in den Schoß, die Schürze über der Brust straffte sich, und kleine Adern quollen auf seiner unbehaarten Stirn, während er die leisesten und höchsten Töne aus den kirschenroten Lippen blies.

Georg lernte viele schöne Lieder: In dem Teutoburger Wald; Wir wollen ihn bewahren, den schönen deutschen Wald; das Lied von dem traurigen König mit der heißen Stirne, in die er Muttke schmierte, um sie zu kühlen; das Schusterlied: Ja, ja die Schuster juchhee; Morgen- und Abendlieder.

Entweder nahm mich Georg, oder ich meinen Vater mit zu Lückenotto. Wir brachten ihm alte Schuhe, um nicht mit leeren Händen zu kommen, denn richtige Reparaturen an brauchbaren Schuhen durften auf Anweisung meiner Mutter nicht in Auftrag gegeben werden.

Lückenotto hatte die Angewohnheit, die Schuhe seiner Kunden erst einmal in einer Ecke zu stapeln, bis nach mehreren Reklamationen er die Schuhe wieder vom Staub zu befreien begann, um sie dann in ein Regal mit der Aufschrift »Dringend« zu stellen. Stand ein Schuh in diesem Regal, dauerte es auch nicht mehr länger als zwei Wochen, bis er repariert wurde.

Mein Vater verlangte immer das Westpfahlenlied zu hören. Lückenotto ließ sich nicht lange bitten. In meines Vaters

Augen schimmerte ein merkwürdiger Glanz, wenn er die Strophenenden mitbrummte:

*Es fragen nicht nach Spiel und Tand  
die Männer im Westfahlenland.*

Und seine Augen blickten wieder ganz anders, wenn Lückenotto sang:

*Glücklich, wessen Arm umspannt  
ein Mädchen aus Westfahlenland.*

Damals maß ich der Tatsache, daß Diepholz, die Geburtsstadt meiner Mutter, nicht zu Westfahlen gehörte, keine Bedeutung bei.

Georg kannte Onkel Theodor natürlich schon länger. Er ging mit mir im Wohnzimmer herum, zeigte, was ich anfassen durfte, was nicht, was man drehen konnte, schalten, die Lage der Nadeln, Feilen, Fäden, Hämmer, Messer und Nägel, Bürsten, des Neuleders, der Schuhwichse. Wir saßen in den breiten, viel zu großen Sesseln, wickelten unsere Lederhosen mal braun, mal schwarz, mal grün und suchten das Werkzeug für Lückenotto zusammen, versuchten auch zu sortieren, Feilen in dies Regal, Hämmer in jenes, doch Onkel Theodor warf die Gegenstände so durcheinander, daß wir oft eine Stunde nach einem Messer suchten, und es dauerte noch länger, bis alles Gerümpel auf dem Tisch geordnet war, die Leimtöpfe verschlossen und die Fäden aufgerollt. Zur Belohnung sang Onkel Theodor: *Der Mond ist aufgegangen.*

Kamen Erwachsene ins Zimmer, mußten wir die Sessel räumen, hockten uns dann auf einen Dreifuß oder einen Stapel alter Schuhe und hörten so die seltsamsten Gespräche. Lückenotto redete nicht gern mit Älteren, sang lieber, antwortete mit einem Liedchen. Doch destomehr redeten sie auf ihn ein, verlangten über alles und von allem seine Meinung zu hören. Er sagte aber nur: »Wa?«, wenn er et-

was wiederholt haben wollte, »jau!«, wenn er etwas richtig fand, und »hm!«, wenn er etwas nicht richtig fand.

An den politischen Reden Onkel Eduards beteiligte er sich nur insoweit, als er es mit der Schusterei vereinbaren konnte. Und da er zu den wenigen Leuten gehörte, die, wenn sie vom Dritten Reich reden, weder Auschwitz noch die Autobahnen meinen, erinnerte er sich nur daran, daß er damals viele Stiefel schustern mußte, braune Stiefel, schwarze Stiefel, kleine und große.

»Und wofür, wofür?« erregte sich Onkel Eduard.

»Zum Anziehen.« So war Lückenotto.

»Onkel Theodor«, sagte Georg, »würdest du Christus erkennen, wenn er heute nach Angelmodde käme?«

Lückenotto blinzelte Georg über die Augengläser an, sah dann auf das Bild der Jungfrau Maria mit dem Knaben auf ihrem Arm.

»Meinst du den Kleinen?«

»Nee, den Großen.«

»Der kommt nich!«

»Aber wenn er doch kommt?«

»Dann kommt er barfuß.«

## Elftes Kapitel

### *Jesu geh voran*

Ich legte Georg das Betttuch um die Schultern. Vor uns lag ein Bild, das ich aus der Bibel meiner Mutter getrennt hatte. Es zeigte Jesus Christus, wie er über das Wasser ging, ohne nasse Füße zu bekommen. Er trug ein Betttuch, das nur die rechte Schulter freiließe. Die Enden hielt er über die Füße gerafft, wohl der Wellenspritzer wegen. Wo auf dem Bild kein Wasser war, schimmerte es rosarot hinter einem enormen Heiligenschein.

Bei Georg wollte das Betttuch nicht sitzen.

»Wir brauchen Sicherheitsnadeln«, sagte er. Auf dem Bild waren keine Sicherheitsnadeln zu sehen.

»Macht nichts, damals gab's eben noch keine.«

Ich durchsuchte den Nähkorb meiner Mutter. Georg stand derweil frierend an der Wallhecke hinter der Angelbrücke und bereitete sich auf seinen Auftritt vor. Er schrie auf, als ich schließlich mit den Nadeln an seiner Gewandung operierte und nicht richtig zwischen Betttuch und seiner weißen Haut unterschied.

Georg war gegen einen Heiligenschein.

»Wenn ich rennen muß, fliegt er runter.«

Es blieb bei einem Birkenzweig, den er in der linken Hand hielt, denn die rechte mußte zum Segnen frei bleiben. Wir probten Segnen. Georg hielt den Arm dabei, wie seine Brüder auf der Postkarte vor dem Eiffelturm.

Ich pfiff: Jesu geh voran auf der Lebensbahn ...

Georg zog Schuhe und Strümpfe aus. Auf dem Bild waren Jesu Füße sauberer.

»Du mußt dir noch die Hacken waschen.«

Mit Wasserfarbe schmierte ich Georg ein schwarzes Kreuz auf die Stirn und zwei rote auf die Backen.

Wir gingen zur Angel und lösten die Eisenkette der Pönte vom Pfahl. Georg stellte sich in den Bug des Bootes, ich pullte.

Ohne gesehen zu werden, glitten wir unter der Brücke hindurch, nur einige saufende Kühe hoben die Schwänze und flohen erschreckt, als wir näherkamen. In der Angelmündung gerieten wir in einen Strudel. Georg wäre beinahe ins Wasser gefallen. Ich schwitzte mächtig, mußte vor Anstrengung das Pfeifen unterbrechen und kein Jesus konnte mir helfen, weil wir nur ein Ruder mitgenommen hatten. Schließlich lag der Kahn wieder gerade und ich ruderte nun die Weise aufwärts. Das Ufer war so hoch, daß man von den Häusern wohl den aufgerichteten Georg, nicht aber mich und das Boot sehen konnte.

Vor mir stand Georg, im Licht der untergehenden Sonne. Um seinen Kopf kräuselten rosa Ringe von Nebelschwaden und Sonnenlicht. Im Dorf war es still. Kühe schon gemolken. Die Traktoren vom Feld zurück. Feierabend. Zeit für Steinhäger und Sauerkraut, Pannas, Pumpnickel und Kartenspiel. Auf einen Sprung huschten die alten Weiber noch in die Kirche. Gebenedeite Gottesmutter, laß es regnen, laß es nicht regnen, mach Bennat gesund, strafe Juseff, tägliches Brot, die Ernte, Ave Maria. Ein Gebimmel in der Luft.

Jetzt schwenkten sie den Weihrauchkübel durch die dunkle Höhle. Friäden up de Är für jedereenen we guedden Sinns is!

Georg bekreuzigte sich.

In Schulze-Schwerbrucks Garten hängte eine Magd Wäsche auf. Sie stemmte Brust und Arm zur Leine, hantierte mit Bettüchern und Wäscheklammern, auf Zehenspitzen tänzelnd.

»Pfeife!« zischte Georg. Ich piff so laut ich konnte: Jesu geh voran... Die Magd blickte zum Fluß. Sie sah Georg über dem Wasser schweben und ließ vor Schreck ein Bettuch fallen. Georg hob segnend den Birkenzweig und glitt weiter auf der Wasserbahn. Ich piff ihm getreulich nach. Die Magd lief, sich bekreuzigend, ins Haus. Unterhalb der Friedhofsböschung verstaute ich das Boot im Schilf. Eitel

wachte Georg über die jungfräuliche Farbe seines Bettuches. Wir schlichen auf Lückenottos Haus zu. Im Wohnzimmer brannte schon Licht. Die nackte, verstaubte Birne schwankte über Onkel Theodors kahlem Schädel. Ich duckte mich unter dem Fenster. Lückenotto war allein. Georg trat näher. Ich pfiß hoch und schrill: Jesu geh voran! Onkel Theodor blickte auf. Georg hob den Birkenstrauch. Lückenotto setzte die Brille ab. Georg segnete unbeirrt weiter. Wacker wedelte er den Birkenstrauch durch des Schusters Blickfeld. Der konnte nicht glauben, begriff die Ehre nicht, fühlte sich nicht auserwählt, zweifelte an der optischen Wirklichkeit der verdreckten Fensterscheibe, fand keine einladenden Gesten für den göttlichen Besuch, wollte aber doch Klarheit und ging zur Tür.

Jesus wandelte würdig dem Friedhof zu. Ich versteckte mich hinter dem Haus und pfiß weiter. Lückenotto lief Georg hinterdrein, der immer, wenn der Schuster ihn nicht sehen konnte, ein Stück rannte. Der Abstand zwischen Gottes Sohn und den Menschen mußte gewahrt bleiben, wie besprochen. Ich gab mein Versteck auf und sah Lückenotto über den Kirchplatz laufen. Er rief: »Hallo, Hallo!« Jesus hörte ihn nicht. Als Lückenotto zum Ufer der Werse rannte, watete Jesus schon im Wasser, enttäuscht vom menschlichen Vokabular und westpfälischer Gastfreundschaft. Und er tauchte unter, sein Ausflug nach Angeldomde war beendet. Nur der Heiligenschein blieb auf dem Wasser, vervielfältigte sich, schwappte in kleinen Wellen zum Ufer, brach sich und wurde eins mit dem träge fließenden Wasser.

Lückenotto stand bis zu den Knien im Fluß. Rettend hatte er dem Ertrinkenden seine Hand hingestreckt. Sie wurde nicht ergriffen. Jesus nahm die Hilfe des Menschen nicht an.

Der Mensch murmelte sein Hallo, Hallo, und vergaß, die Mücken von seinem Schädel zu vertreiben. Sollten nur Wasserkreisel und davonschwimmender Birkenzweig von göttlichem Besuch künden?

Lückenotto warf Steine ins Wasser, bekreuzigte sich bei jedem neuen Heiligenschein, murmelte Unverständliches, bekreuzigte sich und taumelte kurzbeinig davon.  
Georg klapperte vor Kälte, als ich ihn ins Boot zog. Er war auf die andere Uferseite getaucht und hatte den Kopf im Schilf über Wasser gehalten.  
O Jesus, o Karl May!

Aus »Nette Leute«

Wer ist Hugo?

Hugo ist ein Rattalt. Produkt seiner Vorfahren. Opfer der Umwelt. Normal seine Eltern, gebräuchliche Ahnen. Ein Rattalt der Vater, die Mutter Marika. Keine erblichen Belastungen durch Abstammung, wie abnorme Begabungen oder Krankheiten. Keine das Maß überschreitenden Neigungen. Vater betont friedlich, weich und nachgiebig. Sein Beruf, Gemeindefreiber, befriedigte ihn völlig. Der Vater wünschte sich vor Hugos Geburt eine Tochter, akzeptierte das Kind aber und nannte es Hugo, nach Hugos Großvater Hugo, der in das Banat ausgewandert war und Weinhändler wurde, woran er auch zugrunde ging. Die Mutter Marika, ein begehrtes, gut gewachsenes Mädchen, heiratete Hugos Vater aus Trotz. Ihre Eltern hatten sie für einen befreundeten Bäcker vorgesehen, dem sie sich auf Grund nachbarlicher Beziehungen und Geldstundungen verpflichtet fühlten. Ehe der Eltern, von seiten Hugos Vater, harmonisch. Die Mutter hatte Beziehungen zu anderen Männern, zwei Vorgesetzten ihres Mannes und einem durchreisenden Klavierspieler, der für eine Saison im Kaffeehaus des Vaters von Hugos Mutter engagiert wurde. Hugo, ein Jahr nach der Eheschließung geboren, sollte einziges Kind bleiben. Der Vater verwöhnte Hugo. Brachte ihm farbige Radiergummi aus dem Gemeindefreiber mit, die Hugo zerkleinert in Tüten aufbewahrte. Die Mutter verwendete viel Zeit auf ihre Körperpflege. Unternahm Reisen ohne den Vater, der für Hugo Spielzeug erfand und bastelte und das Kind spazieren führte. Das Kind Hugo war beiden Elternteilen gegenüber nicht feindlich eingestellt. Bevorzugte den Vater im Spiel. Wollte nicht einschlafen, ohne vorher von der Mutter geküßt zu werden. Gewöhnte sich daran, bei Abwesenheit der Mutter, daß der Vater lange an seinem Bett sitzen blieb und sang. Hugo gab kaum Anlaß zu Klagen. Fiel auch nicht auf, z. B. bei Geschicklichkeitsübungen im Kindergarten. Normal Sprechen und Laufen gelernt. Nahrungsaufnahmetrieb nicht übermäßig entwickelt.

Keine besonderen Kinderkrankheiten. Impfungen ohne Nebenwirkungen überstanden. Von jeher schüchtern. Spielte ungern mit Kindern auf der Straße. Liebte Musik und musikverwandte Geräusche, Straßenlärm, Tierstimmen. Unklare Erinnerung an den Vater, der, einfacher Soldat, später als vermißt gemeldet wurde. Keine besonderen psychopathischen Unarten oder Störungen durch Kriegserlebnisse. Liebte Fliegeralarm, Panzergeräusche, Flak. Konnte stundenlang für sich allein auf Trümmergrundstücken graben. Unklare Vorstellungen darüber, was er finden wollte. Die Mutter lebte mit einem anderen Mann zusammen, der für Hugo Onkel war. Der Onkel kümmerte sich nicht um Hugo. Verwöhnte ihn anfangs mit Geschenken. Unterließ es aber unter der Gleichgültigkeit Hugos. Bevorzugte Beschäftigungen in geschlossenen Räumen. Geduldsspiele. Klebte Papierfetzen und Radiergummikrümel an alle seine Spielsachen, wofür er zum ersten Mal bewußt Schläge von seiner Mutter erhielt. Der Onkel verließ die Mutter und Hugo vor Kriegsende. Die Mutter schloß sich mit Hugo einem Treck an. Keine Erinnerungen. Wohnnten drei Jahre in Nürnberg, später in München. Schulwechsel ohne nennenswerte Schädigungen. In Nürnberg Zeuge einer übersinnlichen Erscheinung, hervorgerufen durch Freundinnen der Mutter bei einer spiritistischen Sitzung. Hielt sich von seinen Altersgenossen fern, spielte gern mit Älteren. Spiele mit Mädchen waren ihm verhaßt. Beschäftigte sich mit: Diabolo, Hinkeln, Knickern, Taschenbillard. Kollektivspiele: Der Klumpmax geht rum, die Russen kommen, Räuber und Gendarm, Bäumchen verwechsle dich, auf nach Oberammergau, um 11 Uhr kommt der Wolf noch nicht. Ging auch viel in die Natur hinaus. Ein älteres Mädchen sorgte sich um Hugo. Die Mutter arbeitete bei den Amerikanern. Sie kam spät abends zurück und brachte in durchsichtiges Papier verpackte Süßigkeiten mit. Das änderte Hugos Schlafgewohnheiten. (Noch heute träumt er wiederholt, daß er auf die

Mutter wartet; steckt dabei den Zeigefinger in den Mund.) Hugo lernte einen Teil der Besatzungsmacht kennen, schwarz und weiß. Fürchtete sich vor dem schwarzen Teil. Die Mutter machte abfällige Bemerkungen über seine ›Mädchenspiele‹. Schularbeiten erledigte er lieblos, meist mit der Hilfe des älteren Mädchens. Mit zwölf Jahren wußte er nicht einmal, was die Besatzungsmächte bei seiner Mutter machten. Vom vierzehnten Lebensjahr an Onanie, dachte dabei an Mohren. Die Mutter gebar ein Kind und heiratete einen Amerikaner. Das ältere Mädchen wurde entlassen. Spät mutiert. Bartwuchs auch verspätet. Mittelmäßiger Turner, lief mit kleinen, trippelnden Schritten. Kehlkopf normal entwickelt. Stimmlage: mittlere. Konnte schlecht singen, sang aber gerne. Rechtshänder. Verließ die Schule ohne Vorstellung von einem zu ergreifenden Beruf. Verrichtete Verschiedenes in einer amerikanischen Kaserne, meist Lagerarbeiten, aber auch technische Aushilfe in der Kraftfahrzeugwerkstatt. Der Amerikaner wohnte jetzt bei ihnen und das Kind. Hugo kam oft nach der Mutter nach Hause. Trieb sich herum. Fuhr Fahrrad und Moped. Rauchte stark. Nahm Angewohnheiten des Stiefvaters an. Trank Bier aus der Flasche, auch im Freien. Nicht übermäßig vergeßlich. Nicht herrschsüchtig, nicht redselig, normal neugierig, nicht mißtrauisch, keine mystischen Interessen, Abenteuersucht oder Romantik. Nicht übermäßig ordentlich und pedantisch, nicht nachtragend. Kameradschaftsgeist. Geschlechtliche Erlebnisse mit Mädchen seinem Alter entsprechend. Keine Schönheitsideale; unterhielt sich gerne. Fühlte sich wohl in Gesellschaft älterer Jugendlicher, gleich, ob Jungen oder Mädchen. Liebte den Sport als Zuschauer. Auf Wohllieben nicht eingestellt, trank nicht übermäßig, nahm keine Rauschgifte, obwohl er Zugang hatte. Liebte Wildwestfilme. Empfund Frauen in diesen Filmen störend. Las regelmäßig Zeitung, Rubriken: Unglücksfälle, Verbrechen und Verschiedenes. Lieblingsbücher: Grimback der Hamster, Kampf um Rom, Wem die

Stunde schlägt. Lernte nicht den Dialekt der Einheimischen. Liebte die Berge. War gern Beifahrer. Absolvierte Fahrstunden in der Kaserne. Lieh sich zu Wochenenden Motorräder aus. Nahm an Junior-Meisterschaften eines Moto-Croß-Vereins teil, ohne nennenswerte Erfolge. Körpergröße: 173 cm. Symmetrische Kopfbildung. Kopfhaar strähnig, dunkel, gescheitelt. Mehr oder weniger mit Rot unterlaufene Wangen. Keine besonderen Kennzeichen. Schuhnummer 41. Aufrechter Gang. Meldete sich auf eine Anzeige: Wollen Sie mehr als 1000 DM netto verdienen? Reisen Sie gerne? Verfügen Sie über gute Garderobe und sind Sie sofort abreisebereit? Dann bieten wir Ihnen eine Chance. Wir suchen Damen und Herren, nicht älter als 25 Jahre, die sofort abkömmlich und reisefertig sind. Ein Team junger, netter Leute erwartet Sie. Wenn Sie kein Geld haben, helfen wir Ihnen. Unterkunft vorhanden. Näheres erfahren Sie morgen um 15 Uhr im Hotel Ernst Salm (am Bahnhof). Fragen Sie nach unserem Herrn Nitsche! [...]

\*\*\*

Es war eine Kleinanzeige, die Nitsche in München aufgegeben hatte. In München melden sich immer genug auf eine Kleinanzeige. Es sitzen zu viele herum in dieser Stadt, die zufällig da sind, die wegwollen, wegmüssen, die eine Reise brauchen aus Schwierigkeiten, aus Familien, Straßen, in denen sie zu bekannt sind. Es sind Schüler, Lehrlinge, Angestellte, sie sind alles, was man unter 25 sein kann, sein darf und nicht sein darf.

In der Nähe des Bahnhofs hatte Nitsche in einem kleinen Hotel, mehr einer Art von Pension mit Ausschank, den Wirtsleuten Auftrag gegeben, junge Damen und Herren, die in unbestimmter Anzahl sich für ihn einfinden würden, in dem kleinen Frühstücksraum zu versammeln.

Es kamen einige junge Männer und drei Mädchen, in der vorgeschriebenen, neben der Reiselust und den guten Umgangsformen als einzige Bedingung angegebenen guten Kleidung. Die Damen trugen dunkle Kostüme, Reisekostüme, spitze, hochhackige Schuhe und robuste Handtaschen, außer einer, die in einem schwarzen Wettermantel da saß und an den Füßen weiße Turnschuhe trug: Gitte. Die Herren in einfarbigen oder gestreiften Straßenanzügen, in weißen Hemden mit exakt gebundenen Krawatten, dunklem Schuhwerk. Der Ausdruck ihrer Gesichter war gleich, zu ähnlich waren die unsteten, mit einem Anflug von Entschlossenheit, hier zu gewinnen, behafteten Züge, als daß sich ihre Träger anfreunden konnten untereinander. Es war ihnen klar, daß wahrscheinlich nur zwei, bestenfalls drei von ihnen hier gebraucht wurden. So maßen sie sich mit der unsicheren Überheblichkeit, die ein Arbeitssuchender in einer Gruppe von Arbeitssuchenden hat, wenn die Entscheidung zu seinen Gunsten nur durch Zufälle bestimmt werden kann.

Wenig später würden die zur Arbeit Auserwählten, die reiselustig und gut gekleidet Befundenen, die nun berechtigt waren, den Kontakt mit interessanten Menschen zu pflegen, zusammen eine Kneipe aufsuchen, sich gratulieren, sich schmeicheln, verächtlich über die Abgelehnten witzeln, beim dritten Bier ihre Lebensgeschichte zu erzählen beginnen und beschließen, Freunde zu werden, Freunde vor dem Neuen, das sie erwartete.

Die Enttäuschten, die Überflüssigen würden eine andere Kneipe aufsuchen und schon nach einem Bier gute Freunde werden und gleicher Meinung sein über den ungerechten Arbeitgeber, der bestechlich und ohne Menschenkenntnis seine Entscheidung getroffen. Aber recht so, würden sie Mut sich zusprechen, er hat die Ungeeignetsten genommen, die Versager, die Abspringer – Enttäuschungen wird der Herr erleben mit seinem Personal. Und überhaupt, haben sie es nötig, sich auf solch ein Geschäft einzulassen?

Und sie würden viel Bier trinken und die Schmach töten, die man ihren guten Anzügen, ihren Gesichtern und guten Umgangsformen angetan hatte.

Ein gutes Urteil, würden die Erwählten befinden, ein sicheres Auge, ein Mann von Format, ein richtiger Manager. Und sie würden das Wort mit großer Achtung sprechen, die ein sich geringer Dünkender so schnell annimmt, wenn ihm Aufmerksamkeit zukommt.

Sie saßen und warteten auf Nitsche. Die ersten Bewerber gaben sich noch die Hand, sagten ja ja, oder vom Wetter, boten ihre Zigaretten an und ließen vor des anderen Mund das eigene Feuerzeug schnappen. Es kamen neue, die nicht mehr die Hand gaben, die ihre Zigaretten alleine in Brand steckten, nicht über das Wetter mehr sprachen, die auf das Tischtuch starrten, auf Salz- und Pfefferstreuer im handgeschnitzten Ständer. Sie waren nicht gern hier. Ihre Augen waren hart, und ihre Sohlen hatten Brand gespürt. Die fettigen Haare paßten nicht zu ihren schlichten Anzügen, die gute Garderobe verdeckte ihre Muskeln, verdeckte alle ihre Vorteile, alles was bisher in ihrem Leben von Bedeutung war, verhüllte das verlangte Tuch, ohne das man sie nicht reisen und über tausend Mark netto im Monat verdienen lassen wollte. Noch den Abend vorher standen sie lässig an der Theke irgendeines Lokals und sagten, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen, zu ihren Begleitern: »In den nächsten Tagen muß ich mal weg hier; für länger: Wien, Paris oder so, mal sehen«, und klopfen dabei auf ihre Gesäßtaschen, in denen sie die Anzeige verwahrten: Wollen Sie mehr als 1000 DM netto verdienen? Reisen Sie gerne? ...

Hugo war die Umgebung fremd, rabiät gestand er sich, vom Aufmarsch der Bewerber beeindruckt zu sein. Da waren zwei dabei, Profis, die miteinander sprachen, abgeklärt ihre Nachbarn fixierten, für sie war Vorstellung hier gewohnt, nichts Überraschendes konnte es für sie geben, sie diskutierten laut über Lohn, mutmaßten erfahren über

die Wahrscheinlichkeit der Versprechungen. Erst die Minuten des Wartens nahmen den Mitbewerbern die Überlegenheit. Hugo war schweigsam und Nichtraucher, staunte über das Mädchen, das Burger Stumpfen rauchte. Die zwei anderen Mädchen schienen ihm bürgerlich, aus gutem Hause, einer Erzieherin oder katholischen Schule entlaufen. Die Jungen waren schwer zu schätzen für ihn, manche hatten Hände wie er, groß und rund, schorfige Flecken im Fleisch des Tellers, andere schmale, kaum gerötete Finger. Die Atmosphäre war gedrückt um zehn nach drei. Man blickte auf die Uhr, stellte fest, daß man pünktlich wie verlangt schon länger saß in guter Kleidung und mit dem Geforderten. Verständigung kam auf in Zeitfragen. Ungeduld war und leichte Empörung. Längst wurde man erwartet vom niederländischen Botschafter, von der Großmutter in Pasing, vom Bier im Augustiner, in der Garderobe der Bavaria, von der Freundin in der Defregger Straße. Niemand hatte hier nötig, zu warten. Nur Gitte erwartete niemand, sie paffte Burger, hatte ihre mageren Beine lang unter den Tisch gestreckt und schien sich nur für ihren Rauch zu interessieren. Einer der Herren machte ernsthafte Anstalten, sich zu erheben, er war nicht gewohnt, zu warten auf jemand, der etwas verlangte. Als er nur mäßige Bewunderung für sein mutiges Vorgehen bemerkte, ließ er es. Einer machte den Vorschlag, Karten zu spielen, doch hatte niemand 32 Karten in der Tasche, und den Wirt oder dessen Frau zu bitten, erklärte sich keiner bereit.

Einige Minuten später kam Nitsche.

Nitsche, Ende Dreißig, trat ein, energisch, warf hinter sich die Tür, überblickte den Raum, trat ohne zu zögern an den Tisch, rückte sich einen Stuhl, warf die Aktentasche zu Boden, begrüßte knapp.

Die Bewerber erhoben sich hastig, ohne die Damen, nur einer ging unsicher der Hintern mit hoch, nur eine Sekunde, dann war sie bereits wieder Dame. Nitsche nahm Platz, bereits redend. Die Stimme war laut, schnarrend, das R

sprach er markig, das Ch tief im Rachen. Gewissen Worten haftete ein nicht lokalisierbarer Dialekt an. Seine Lieblingsworte wiederholten sich schon nach den ersten Sätzen: impertinent, Wirtschaftslage, permanente Nachfrage, Werbungskoalition, Angebotsmißstand, Beharrung, Konsortium, Demütigung, Repräsentant, Kooperation, Absatzstoc-  
kung, Stammebelegschaft, Wachstum. Verwunderung war unter den Hörern. Nitsche mußte damit gerechnet haben. Seine Rede war knapp, der Körper machte keine nutzlosen Wendungen und Schwingungen mit. Der ovale Kopf ruckte nur bei den Lieblingsworten gegen die Hörer. Hautwellen liefen ihm über den spärlich behaarten Schädel. Sein Gebaren war tadellos perfekt. Der Mensch ganz Haltung. Nichts Lächerliches in seiner Vorstellung. Nitsche ließ keine Verblüffung aufkommen, als er aus seiner Tasche auspackte: Illustrierte; an jeder Ecke zu haben. Nitsche hätte auch Juwelen auf den Tisch legen können. Es geht also darum, erklärte Nitsche, bedeutende deutsche Presseerzeugnisse: Der Neue Schnitt, Praline, Kicker, Hörzu, Westermanns Monatshefte, Quick und andere (er hielt bei Erwähnung jeweils das betreffende Blatt über seinen Kopf) an den Mann zu bringen. Vornehmlich an die für diesen Dienst dankbare deutsche Landbevölkerung. Nitsche zeigt in kurzen Zügen die Situation des Landbewohners. Kein Kiosk weit und breit. Kultur nur möglich durch Bahnfahrt, stundenlanger Weg durch Heide und Moor; abgeschnitten ist der Landmensch von Ereignis, Sensation und Bewegung. Kultur begreift er nur durch den Funk. Da ist die Lücke. Dafür war Nitsche da mit seiner Organisation. Dafür waren gute Garderobe und Umgangsform.  
»Denn, wie viele deutsche, österreichische und schweizerische Familien gibt es noch, die nicht wissen, was geschieht im Sport, in der Mode, in der Kultur? Diesem bisher ungestillten Bedürfnis abzuhelfen, habe ich Sie heute zu mir gerufen. Hier ist die Aufgabe. Meine Damen und Herren, hier liegt Ihre Chance, hier ist Bewährung möglich und überdurchschnittlicher Verdienst.«

Dafür hatte Nitsche Jugend gerufen. Aufgabe und Verpflichtung. Nur zwei unter den Bewerbern waren gefeilt, kannten die Vorstellung. Sie warteten auf die Bekanntgabe der Vorschußleistungen. Nitsche war hart: »Sie wissen jetzt, um was es geht. Die Arbeit ist nicht leicht, aber schön. Befriedigend. Beschäftigung hinter einer Maschine ist kein Vergleich. Hier ist keine Arbeit am Fließband. Sie können wählen. Freiheit, Unabhängigkeit; Sie arbeiten für Ihre eigene Tasche.«

Nitsche rieb sich die Hände, zündete eine Zigarette an, verstaute die Zeitschriften in der Mappe und sagte: »Unsere Bedingungen und den Verdienst konnten Sie der Anzeige entnehmen, meine Damen und Herren, sind noch Fragen?« Niemand hatte Fragen. Man schüttelte den Kopf vor Nitsche. Alles war klar, die offerierte Tätigkeit über jeden Zweifel erhaben. Nitsche war zufrieden. »Sie werden entschuldigen, daß ich Sie erst jetzt zu Getränken einladen werde, erst wollte ich Ihnen klaren Wein einschenken, Sie verstehen.« Man verstand und notierte überrascht die selbstlose Einladung. Die Damen sprachen sich für Kaffee aus, die Herren einigten sich auf Bier, Nitsche trank Wasser. Die Getränke wurden vom Wirt herbeigeschafft, unbeholfen verteilte er Flaschen, Gläser und Tassen auf dem Tisch, ungeschickt schenkte er Bier ein, ohne die Gläser schräg zu halten, der Kaffee war übergeschwappt.

Schweigend beobachteten sie das Vorgehen des Wirtes, dessen Unsicherheit wuchs. Nitsche schalt den Tölpel, der sich unter Entschuldigungsgemurmel und Verbeugungen entfernte. Die Damen hatten Mühe, ohne zu kleckern, die Tasse vom Teller zu trennen. Sie meckerten. Nitsche nutzte die Gelegenheit über Service zu referieren, der auch in der Arbeit des Werbegehilfen von entscheidender Bedeutung, wie er sagte: »von eminenter Begeisterung zeugen muß.«

Das Bier war warm. Hugo trank es nicht aus.

Die Bewerber mußten sich kurz einige Fragen gefallen lassen: Werdegang? Ansteckende Krankheiten? Polizeiliches Führungszeugnis?

Die Antworten waren knapp: Abgeschlossene Schule; ein wenig Beruf; keine; vorhanden. Nitsche hörte kaum hin, unterbrach ungeduldig einen weitschweifigen Jungen: »Die Basis unserer Arbeit ist Vertrauen. Haben Sie Probleme, kommen Sie zu mir. Ich verlange von Ihnen nur, was ich mir selbst zutraue. Die Aushändigung der Ausweise geschieht morgen im Quartier. Ebenfalls können mir morgen finanzielle Schwierigkeiten vorgetragen werden. Wir treffen uns morgen früh sieben Uhr dreißig am Hauptbahnhof, Gleis vierzehn. Die Fahrkarten besorge ich.« Nitsche stand auf, reichte seine Hand um, behielt eine Dame und drei Herren zurück zu einer ›intensiveren Aussprache‹. Wie sich später herausstellte, hatte Nitsche ein gutes Auge für die Kandidaten; die von ihm zurückbehaltenen erwiesen sich als unbrauchbar, Ausweise fehlten oder die verlangte ›Unabhängigkeit‹ war nicht gegeben.

Die Verabschiedeten suchten ein Lokal auf und besprachen und betranken ihre neue ›Stelle‹.

Am Morgen waren sie nur zu dreien auf dem Bahnsteig. Hugo, Gitte und Max Breicher. Breicher, gedrungen und muskulös, mit einem Trachtenhut auf dem runden roten Kopf, trug nur eine Aktentasche bei sich, Hugo hatte all seinen Besitz an Kleidung in zwei großen Koffern untergebracht, Gitte hatte einen schmalen Kasten aus Blech oder Aluminium mit. Sie lernten ihre Namen auswendig.

»Alle sagen Gitte zu mir.«

»Hugo ist ja wohl ein einfacher Name.«

»Breicher, Max.«

Es war Viertel nach sieben, und sie nutzten die Zeit »bis der Chef kommt«, zu berichten, was sie früher gemacht hatten. Hugo sagte: »Ich war nur mal hier und da und wollte mal raus hier.« Breichers Vergangenheit war ähnlich: »Ich war auch schon mal auswärts, einmal den ganzen Rhein hoch, oben auch. Ich habe Stukkateur gelernt. Ich bin krank im Genick geworden.« Max griff sich an den Hals und berichtete über schreckliche Leiden. Bei Gitte lag

alles anders. Sie nutzte die Zeit bis halb acht und darüber hinaus, von strengen Internaten auf ostfriesischen Inseln zu berichten, von ihrer Reiselust und einem uralten Vater, dessen Bart von Urlaubern in Cuxhaven mit Fotoapparaten umlagert wurde. Gitte konnte bei ihrem Vater nicht mehr leben, weil sein Schlürfen bei Tisch ihre Nerven zu sehr strapaziert hatte. Gitte stand vor ihnen auf dem Bahnsteig, berichtete mit dunkler Stimme von ihrem zahnlosen Vater und dem Saisonverkehr in Cuxhaven, nestelte an den Knöpfen ihres Mantels, »den tragen die Fischer da oben«, probierte waghalsige Fußstellungen, und Hugo fand, es mußte für Vorübergehende aussehen, als würde eine tickige Irre von zwei Bewachern auf die Bahn gebracht. Mit ihren kurzen roten Haaren, dem schwarzen Lackmantel und den roten Strümpfen fiel sie auf im hastenden Menschengewühl. Max und Hugo trafen mißtrauische Blicke. Gitte versetzte ihren bärtigen Vater nach Badenweiler, die Internate ins Allgäu, die Touristen nach München, Schiffe in die Alpen, ohne auf Breichers Fragen zu achten, die in Friesland blieben. Gitte war schon merkwürdig. Sie sagte zu Max: »Hör auf mit dieser dummen Fragerei. Was geht dich überhaupt mein Vater an? Mir hängt diese Fragerei zum Hals heraus. Hör auf mit dummen Fragen, hör überhaupt auf mit Fragen, ich finde Fragen zum Kotzen.« Nitsche erschien mit Verspätung. Er war wütend, daß nur drei der Bewerber erschienen waren. Gewartet wurde nicht. Man wartete auf Nitsche, nicht umgekehrt. Doch fand sich Nitsche zurecht, er konnte Eisenbahnfahrkarten sparen. Die Koffer wurden aufgegeben, man fuhr in Nitsches Porsche, Gitte und Hugo vorne auf einem Sitz zusammengedrängt, Breicher kauerte auf dem Notsitz. Nitsche versprach eine Rast, dann sollte Hugo nach hinten. Nitsche fuhr Rennen. Max entdeckte die Spezialuhren am Schaltbrett. Sie unterhielten sich über Autos. Nitsche rechnete ihnen vor, daß sie in einem Jahr bereits sich einen solchen Wagen leisten könnten. Max war begeistert.

In der Autobahngaststätte beschwerte sich Nitsche über die Kellnerin, die vier Kännchen Kaffee brachte, anstelle der bestellten Tassen. Hugo hätte eine so energische Reklamation nicht vorzubringen gewagt. Max verzehrte alle Brötchen, die in einem Körbchen auf dem Tisch standen. Gitte blieb lange auf der Toilette. Nitsche führte ein Telefongespräch. »Ich habe Sie bereits angemeldet. In diesem Augenblick werden die Zimmer für Sie gerichtet.«

Auf dem Rücksitz, die Beine gegen das Blech gestemmt, den Kopf auf Breichers Aktentasche, starrte Hugo auf Breichers dicken roten Hals und träumte sich ein Netz in Gittes Haaren. Nitsche schaltete an Gittes linkem Bein.

»Was haben Sie denn für Strümpfe an?«

»Blaue«, sagte Gitte.

»Aber die sind doch rot.«

»Warum fragen Sie denn?«

Vielleicht lag es an dieser Antwort, daß Nitsche Gitte nicht ausstehen konnte. Er mußte sich stark über sie geärgert haben. Breicher drehte sich nach jedem Auto um, das Nitsche überholte.

»Die Landshuter sind doch die langweiligsten Fahrer, die es gibt!«

Nitsche brachte sie zuerst in seine Wohnung, um Frau Nitsche kennenzulernen.

Else behauptete später, sie hätte sich in Hugo sofort verliebt.

Frau Nitsche war mollig, vollschlank. Eine füllige, feste Figur auf etwas zu kurzen, leicht gekrümmten Beinen. Braune, gutmütige, beinahe sanfte Augen. Sie kümmerte sich mütterlich um die Ankömmlinge, brachte für Gitte Martini, für Nitsche, Max und Hugo Bier, selbst trank sie nichts. Nitsches Wohnungseinrichtung bestand aus einer durcheinandergewürfelten Anhäufung gewichtiger Stücke. Musiktruhe, Sessel und Tisch, massives Holz und schwelende Polster.

Max sagte später: »Wenn das Geschäft soviel abwirft, liegen wir hier richtig.« Er saß schüchtern auf dem Rand des Sitzkissens und drehte unablässig sein Bierglas. Gitte musterte die Umgebung spöttisch.

»Klotzig haben Sie es hier«, sagte sie. Nitsche mußte sie wohl nicht verstanden haben, denn er begann wieder zu erzählen, daß sie, die neuen Werbehelfer, bei guter Arbeit schon bald im gleichen Stil wohnen könnten. Nitsche gefiel sich in der Rolle des Erfolgreichen. Er verlangte von ihnen, daß sie, wie er, Enzian in das Bier kippten. Hugo wollte es nicht, aber Nitsche bestand darauf, kippte ihm einfach den Schnaps in das Glas. Auch wenn er etwas Gutes tun wollte, geschah es gewalttätig.

Gitte packte ihre Burger aus. Das gab ein neues Gesprächsthema.

Nitsche fuhr sie in das Quartier. Ein kleiner Gasthof im Dorf. Hier würden sie wohnen, bis das umliegende Gebiet bearbeitet wäre.

Max und Hugo erhielten ein einfach möbliertes Zimmer unter dem Dach, bestellt mit zwei Lattenbetten, einem ungestrichenen Schrank und zwei niedrigen Konsolen, auf denen Nachttischlampen mit Schnapsflaschenetiketten standen. Max stellte die Konsolen aneinander, daß sie einen Tisch ergaben. Darauf packte er den Inhalt seiner Tasche aus: Waschbeutel und ein kleines Holzkästchen. »Das ist mein Privates.« Gitte sollte mit einer älteren Kollegin im gleichen Zimmer schlafen. Sie weigerte sich, verlangte ein Einzelzimmer. Nitsche war überrascht, redete ihr zu, das sei nicht versprochen gewesen, Einzelzimmer gäbe es nicht, es täte ihm leid. Doch Gitte bestand darauf, Nitsche gab nach. In der Gaststube wurde ihnen ein Nudelgericht vorgesetzt. Nitsche aß nicht mit. Er stellte die Werbegehilfen aus und erklärte ihnen den Tageslauf, die Hausordnung, die Arbeitsordnung: »Sie wohnen in diesem Haus gut und nicht teuer. Sie verlassen es morgens um acht mit der ganzen Kolonne. Ein Gemeinschaftswagen setzt Sie im

Arbeitsgebiet ab. Hier bekommen Sie Ihr Frühstück und das Abendbrot. Dafür haben Sie in der Woche neunzig Mark zu bezahlen. Ein Betrag, der bei Ihrem Gehalt, das Sie durch den Einsatz Ihrer Arbeit selbst bestimmen, gering ist. Das Geld wird wöchentlich ausgezahlt, berechnet danach, wieviel Scheine geschrieben worden sind. Ein Schein, das ist der Beweis eines erfolgreichen Kundengesprächs: eine Bestellung. Wir unterscheiden den normalen Schein vom dicken. Der normale, der Ihnen fünf Mark bringt, bedeutet eine Bestellung auf eine Illustrierte. Der dicke Schein gilt für teurere Magazine, wie Westermanns Monatshefte. Sie verdienen dabei zehn Mark. Hüten Sie sich vor Springern. Springer sind Kunden, die ihre Bestellung rückgängig machen. Ihre Prämie wird Ihnen dann wieder abgezogen. Achten Sie darauf, daß Ihre Kunden volljährig sind. Beim Verkaufsgespräch ist es polizeilich untersagt, mitleiderweckende Geschichten anzubringen. Von wegen armer Student oder politischer Flüchtling; strengstens verboten! Kann Ihre Entlassung bedeuten. Entscheiden Sie selbst, wie weit Sie gehen dürfen. Individuell, verstehen Sie? Morgen werden Sie angelernt. Sie gehen mit erfahrenen Drückern. Drücker sind Werbegehilfen. Meine Frau bringt Ihnen heute noch die Koffer. Will jemand Vorschuß?«  
Max brauchte Geld. Nitsche gab ihm, gegen Quittung. Dann verlangte er ihre Ausweise: »Das ist meine Sicherheit; Sie müssen verstehen. Mit Ihren Drückerpapieren können Sie sich gegenüber jedermann ausweisen. Die Personalausweise bekommen Sie zurück, sobald Sie uns verlassen.«  
Nitsche verabschiedete sich und ließ sie über Nudeln zurück.

Aus »Der Herr der Regeln«

Leo stand oft hinter der Kasse und sah auf den Platz. Die Leute gingen an den Fenstern vorbei, hin und her über die Platten, und nur die neu Zugezogenen und die Fremden verweilten und traten vielleicht an den Brunnen mit dem Eisernen Mann, bis sie das Schild lesen konnten *Kein Trinkwasser*. Und manche sahen an der Fassade des Hauses hoch, den Windungen des russischen Weins nach, der sich um den Balkon rankte und unter den Blumenkästen verschwand. Seltener schauten sie um die Ecke, wo an der Haustür die Staffeln zum Altenheim in gezirkelten Kehren um das Bismarckdenkmal aufstiegen. Und die es sahen, wunderten sich, daß Bismarck einen so unscheinbaren Platz hatte in Gnaden, und gingen, nach Gründen suchend, wieder zurück in die Fußgängerzone, die ihnen die Gedanken nahm.

Dann kam der Laster eines Anlieferers, der mit seinem Gewicht die schlampig verlegten Platten zum Splintern brachte. Jede zerstörte Platte freute Leo.

Das Geschäft ging schlecht. Nägel ja, und Schrauben und Dübel, die wurden immer verkauft. *Wer einen Nagel kauft, klaut neun!*

Im Augenblick liefen nur Papierbrikettpressen. Gleich neben der Tür waren sie aufgestapelt. Und Öfen hatte Leo bestellt, Dauerbrandöfen aus Gußeisen, damit die Leute ihre Papierbriketts auch verbrennen konnten.

Jugendliche zogen über den Platz und schwenkten Transparente, und zu dem hinter seiner Zeitung dämmernden Pisser auf der Bank am Eisernen Mann riefen sie: »Das Uran bleibt drin!« Der Pisser prostete ihnen mit der Zweifliterflasche zu.

Beim Buchhändler und bei Feinkost-Wolke traten die Angestellten an die Türen um zu sehen, was auf dem Platz vorging, und gleich wandten sich die Jugendlichen ihnen zu, »Das Uran bleibt drin!«, schwenkten die Transparente mit der Aufschrift »Strahle Gnaden Strahle« und den Warnzeichen für Radioaktivität, und zogen weiter zum Schloß,

wo die Verhandlung gegen einen gewalttätigen Umweltschützer begann, in der Leos Freund Albrecht der Vorsitzende Richter war.

Leo warf einen Blick auf den Kassensstreifen. Kleine Beträge, bis auf hundertvierzehn Mark für eine Papierbrikett-  
presse.

Seine Mutter sortierte Tischtuchklammern. Sie hatten wie immer einige Posten gemischt bestellt, in der Erwartung, Ausführungen aus Edelstahl oder Plastik zu erhalten, aber der Hersteller hatte ohne Rückfrage nur eine Sorte in eingeschweißten Viererpacks geliefert, Chromblech mit plastiküberzogenen Gleitbügeln. Erst hatte Leos Mutter die Ware zurückschicken wollen. Aber es lohnte den Aufwand nicht. So riß sie die Viererpacks auseinander, um die Klammern einzeln verkaufen zu können. Sie setzten so oder so zu.

Ines wischte Staub bei den Küchengeräten, gleichgültig und gelangweilt. Sie gab sich nie den Anschein eine Arbeit mit Überlegung auszuführen. Es fehlte ihr an jeglicher Einsicht, heucheln zu müssen. Sie würde wohl nie eine gute Verkäuferin werden. O, sie war hilflos und verletzlich, und Leo mußte sie beschützen. Alle dachten, Leo hätte Ines aus Mitleid eingestellt. Aber Leo hatte Pläne mit Ines, weitreichende Pläne, die ihre Zukunft regelten. Sie wußte noch nichts davon. Niemand wußte etwas davon. Es galt, alles langsam vorzubereiten und aufzubauen.

Ines fühlte, wie er sie beobachtete und sie schaute auf und lächelte. Ja, sie war ihm wohl dankbar, aber das reichte ihm nicht. Sie würde ihn noch richtig schätzen lernen.

Aus dem Keller hörte man die Dürr mit Grimm schimpfen und Leo ging zur Treppe und rief: »Ruhe da unten!«

»Herr Grimm war wieder auf dem Klo«, sagte Leos Mutter.

Wenn Grimm vom Klo kam, begann die Dürr immer mit ihm zu schimpfen. Sonst kam sie gut mit ihm aus, und an Feiertagen lud sie ihn manchmal zu sich nach Hause ein. Grimm aß so gern.

Die Ladenglocke schlug an und ein junger Handwerksbursche in verkommener Tracht trat ein.

»Gott zum Gruß«, sagte er. »Ich segne euer Handwerk und bitte um eine kleine Unterstützung für einen reisenden Zimmermann.«

Leo ging zur Tür und bedeutete dem Mann, er solle gehen. Der Mann hatte wohl damit gerechnet, denn er hielt Leo eine Art Quittungsbuch hin und lächelte überlegen. Auf der aufgeschlagenen Seite konnte Leo Stempel von Geschäften aus der Fußgängerzone sehen.

»Ihr Nachbar«, sagte der Mann und zeigte auf den Stempel der Saubermann-Filiale, »hat zehn Mark gegeben. Da wollen Sie sicherlich nicht zurückstehen.« Leo wiederholte seine überdrüssige Kopfbewegung.

»Das macht aber einen ganz schlechten Eindruck, wenn Sie nicht in meinem Handwerksbuch stehen«, sagte der Mann.

»Macht nichts«, sagte Leo.

»Ich will ja nichts geschenkt haben«, sagte der Mann, »ich will dafür arbeiten. Hätten Sie eine kleine Beschäftigung für mich?« Und er zog ein Pappschild aus seinem Bündel und hängte es sich um den Hals. »Suche fertige Arbeit«, stand darauf mit unzähligen nachgezogenen Kugelschreiberstrichen.

»Raus jetzt«, sagte Leo.

Der Mann machte einige Schritte zur Tür, drehte sich noch einmal um, sah Leo prüfend an, und als er sicher war, nichts gewinnen zu können, reckte er die Faust gegen Leo und rief: »Nehme jede gemachte Arbeit an!«

Dann ging er. Leo schloß die Tür hinter ihm. Der Mann steuerte auf den Brunnen zu. Sein Schritt war jetzt nachlässig wie der eines Betrunkenen. Als er den Pisser sah, schwenkte er zur Bank. Er blieb vor dem Pisser stehen und schien ihn anzusprechen.

»Ich hätte ihm was gegeben«, sagte Leos Mutter, »jetzt haben wir zwei Penner vor der Tür.«

Leo glaubte das nicht. Der Pisser würde nicht seine Existenz aufs Spiel setzen. Seine ekelhafte, immer gegenwärtige Drohung konnte er nur mit einsamer Disziplin aufrechterhalten.

»Der hat ihn bald weggeekelt«, sagte Leo, »wetten?«  
Seine Mutter sah mißbilligend zu ihm hin. Von der Kopfbewegung zitterte ihr weiches hängendes Backenfleisch. Sie hatte früher runde Apfelbäckchen gehabt. Auf den alten Fotos sah er immer nur ihre glänzenden Backen. Wie Bälle sprangen sie aus ihrem Gesicht. Leo litt darunter, ihr Aussehen geerbt zu haben. *Leo mit den Apfelbäckchen, alle sehen deine Würmer.*

»Nein, ich will nicht wetten«, sagte seine Mutter verärgert. Leo sah, wie Ines, ohne vom Staubwischen aufzuschauen, stumm seine Mutter nachahmte. Wie ein Kind, das sich bösen Einflüssen durch Gesichterschneiden entziehen will.

\*\*\*

An einer Grillstelle bereitete ein Paar etwas aus aluminiumglänzenden Brocken zu. Leo hielt die Augen am Boden, der auch hinter der Schranke noch übersät war von Abfall und den für seine Reifen gefährlichen Dosenverschlüssen.

Als die Straße sauberer wurde, spannte er den anderen Riemen, blickte nach vorn und trat an.

Der zu beiden Seiten dicht stehende Wald hielt allen Wind ab. Leo atmete leicht und bald hatte er seinen Rhythmus gefunden.

Er dachte an die Rennfahrer, die ihm entgegenkamen, zwanzig oder noch dreißig Kilometer vor ihm, angefeuert von den Zuschauern und den Kommandos aus den Begleitfahrzeugen. Müde, verschwitzt, nur mit sich, den inneren Organen und den Grenzen der Welt, die zwischen dem ersten und dem letzten Fahrer lagen, beschäftigt. Junge Männer, die um ihre Zukunft kämpften, und einige zähe ältere, die keine Zukunft mehr hatten und voller Haß die Jungen vorne kontrollierten, und die man aus Angst vor ihren Tricks und Schikanen die höheren Prämien gewinnen ließ. Und wenn sie endgültig vom Rad stiegen, sahen sie

sich erst einmal um im Leben und suchten sich bedächtig einen Platz, der ihnen ihre Träume ließ. Er dagegen war schon als Junge vom Vater in die Ecke gedrängt, in die kleine von Zahlen bestimmte Welt zwischen den Regalen im Keller und der Theke im Laden. Er hatte sich immer zusammennehmen, immer Rücksicht üben, immer Verzicht leisten müssen. Während andere Rennen fahren und über Ziellinien sprinteten, hatte er sein Leben im Laden vertan. Ein Knecht seines Vaters und seiner Mutter und seiner Frau. Erst diesen Sommer hatte er sich getraut, ein Rennrad anzuschaffen. Und sein Gewissen war nicht unbelastet, wenn er es untertags benutzte.

Er trat immer schneller. Er trat sein verdämmertes Leben in den Grund, er trat Vater und Mutter und Alexa auf den Kopf; der Haß auf seine Unfreiheiten gab ihm einen unerschöpflichen Antritt, die Wut über die Bilder seiner demütigenden Existenz fuhr in seine Beine und trieb ihn voran. Die Straße führte gerade durch den Wald, mit kleinen Bodenwellen, deren Steigungen er ohne zu schalten nahm, bis die große gleichmäßige Steigung vor Kappel kam, vor der er aus dem Sattel ging und im Wiegetritt blieb um den großen Gang zu halten.

Zuerst trat ihm der Schweiß immer auf dem Rücken aus, dann spürte er die Nässe in den Kniekehlen, und wenn die erste Phase seiner großen Wut anhielt und er bis zur Erschöpfung weitertrat, strömte überall aus ihm heraus, was man reingemogelt hatte um seinen Leib aufzuschwemmen und die Wangen aufzublähen und ihn trübsinnig werden zu lassen.

Sein Tritt blieb nicht rund. Er mußte wieder in den Sattel und herunterschalten. Die Kleidung klebte an ihm. Er keuchte, schnappte nach Luft. Das Rad schlingerte. Er löste die Fußriemen und stieg ab, legte das Rad auf die Straße, öffnete die Jeans, zog die Rennhose herunter und pißte. Er mußte über vierzig Jahre werden, um den Mut zu finden Rad zu fahren! Die Wut, die ihn überkam, wenn er daran

dachte, wie er sich immer nur gefügt, angepaßt und vorgelebt hatte. Selbst auf dem Rad hörte es nicht auf. Die Hose! Er durfte nicht in einer elastischen Hose, die jedes anatomische Detail nachmodellerte, in der Landschaft herumfahren. Sein Alter, seine Beine, seine weißen Beine, seine weißen weiblichen Beine, wie Alexa fand!

Er streifte die Jeans über seine schweißnassen Knie, riß die Schuhe von den Füßen, zog die Jeans aus und schleuderte sie in den Wald.

Da waren hundert Mark in der Tasche! Egal.

Er fuhr weiter auf den größten Kränzen, die Luft umstrich seine Beine, so leicht hatte er die Steigung noch nie genommen.

In Kappel standen schon Leute am Straßenrand und Kinder winkten mit den Papierfähnchen des Sponsors. Die Kappler waren die ersten, die ihn in der Rennhose zu sehen bekamen! Leo hatte schon die Dorfmitte erreicht; kein einziger Spottruf. Nur ein Kind rief ihm den Namen eines Champions zu und die Umstehenden riefen ihm das tief aus der Kehle kommende, anfeuernde »Hoop, hoop!« nach. Es war gar nichts dabei! Die Hose gehörte zum Mann auf dem Rennrad. Jetzt würde er immer in der kurzen Hose fahren!

Alexa hatte ihm die Hose geschenkt, als er das Rad zusammensetzte. Es war ihr Kommentar für seine in ihren Augen lächerliche Beschäftigung. Die Hose als Parodie. Es war ein erregendes Gefühl, das geschmeidige Material auf der nackten Haut zu spüren. Das ungewohnte weiche Leder am Hintern. Er hatte beim Anprobieren eine Erektion bekommen und Alexa hatte gelacht: »Stört das nicht beim Radfahren?«

Er konnte sich nicht erinnern, jemals so schnell gefahren zu sein. Er fühlte sich befreit und neu motiviert für seine Radanstrengungen und brüllte übermütig einige von den Sprüchen, mit denen Rainer oft das Ausspielen der Karten begleitete, »Dies ist unser Land!« und »Ährgold bitte kommen, hier Machtwort!«

Bald war er in Saubronn. Ein Polizist stand auf der Kirchentreppe und gab die durch ein Sprechgerät empfangenen Positionsmeldungen an die Wartenden weiter. Als ein laute Marschmusik ausstrahlendes Auto auftauchte, benutzte Leo den an der Roten Sauer entlangführenden Wanderweg und bog erst hinter Saubronn wieder auf die Talerstrae.

Der normale Verkehr mußte schon gesperrt sein. Es kamen ihm nur noch Reklamefahrzeuge entgegen. Leo fuhr langsamer und löste die Furiemen. Aus einem Polizeiwagen winkte ihn ein Beamter mit der Kelle an die Seite. Leo ließ das Rad ausrollen.

Zwei Motorräder mit blinkenden Lichtern jagten heran und ein Fahrer machte ihm erregt Zeichen, daß er anhalten solle.

Ein flacher Sportwagen mit zwei Lautsprechern auf dem Dach stoppte direkt vor Leo. Der Beifahrer sprach in ein an seine Kopfhörer montiertes Mikrofon und in ohrenbetaubender Lautstärke schallte der Streckenbericht aus den Lautsprechern. Unwillkürlich drehte sich Leo um, aber er stand ja allein, die Informationen galten nur ihm. Der Sprecher hatte das Gesicht gesenkt, als verfolge er den Rennverlauf auf einem Bildschirm. Leo hielt sich die Ohren zu. Ein norwegischer Teilnehmer hatte die Bergwertung gewonnen. Das hörte Leo trotz zugehaltener Ohren, die Favoritenrolle des holländischen Teams blieb erhalten, bei der Zwischenwertung in Bad Gnadon rechnete man mit einem Angriff des »Bars von der Weinstraße«. Als der Sprecher sagte: »Bitte geben Sie eine würdige Zuschauerkulisse ab«, stieß ihn der Fahrer an, zeigte auf Leo, schaltete und gab Gas.

Wieder kamen Vorausfahrzeuge mit Reklamen des Sponsors und Polizisten auf Motorrädern.

Die Sonne beschien nur noch den oberen Rand der gegenüberliegenden Berge und ein kühlender Wind zog talaufwärts. Leo nahm sich vor, nach der Vorbeifahrt der Rad-

renner zurück nach Saubronn zu fahren und von da den Großen Saukopf in Angriff zu nehmen.

\*\*\*

Ines stand im Büro am Waschbecken und kämmte sich. Sie hatten auch im Keller neben dem Klo ein Waschbecken – eine Auflage des Gewerbeaufsichtsamts – aber niemand benutzte es.

»Morgen Ines.«

»Morgen Chef.«

Auch damit mußte er langsam anfangen, ihr den Chef abzugewöhnen. Sie könnte zunächst ›Herr Leo‹ sagen. Das klänge vertrauensvoll und hätte noch den notwendigen Respekt. Dann könnte er vielleicht eine Weihnachtsfeier nutzen, bei einem Glas Sekt, und ihr vor der Familie und Belegschaft erlauben, Leo zu sagen.

Aber aus ihrem Mund klänge ›Herr Leo‹ wohl schöner. Leo sagten schon zu viele. Selbst seine Mutter verriet den Namen Leopold um des Kommandos willen. Leo! So rief man Hunde. ›Herr Leo‹. Das war intim und formell zugleich. Er öffnete den Tresor und nahm den Kasseneinsatz heraus. Ines stand in der Tür und hielt ihm seinen Kittel hin.

»Das kann ich doch alleine.«

Aber er ging schnell zu ihr, bevor sie den Kittel sinken lassen konnte, drehte sich, schlüpfte in die Ärmel und genoß es, ihre Hand zu spüren. Dann drehte er sich um, sie lächelte und er hoffte auch zu lächeln, ohne daß seine Backen dabei aufquollen.

Ines schaute gespielt streng an ihm herunter, öffnete die drei Knöpfe seines Kittels, die er wie mechanisch zugeknöpft hatte, und stellte seinen Kragen hoch. »So!«

So lange war er ihr noch nie nah gewesen. Er spürte den Schweiß unter seinen Achseln. Er brauchte nur seine Hand auszustrecken um sie zu berühren. Nein, dafür war es noch zu früh.

Er griff ihr nur an den Kittelkragen und stellte ihn auch auf.

»Jetzt sind wir dem Kundenansturm gemeinsam gewachsen.« Ines lachte. Seltsam kleine, wie Maiskolbenkerne gewölbte Zähnnchen.

»Ich bin wieder zu spät gekommen.«

»Ich weiß.«

»Und jetzt?«

Leo spielte den Chef: »Wenn du noch einmal zu spät kommst, werde ich mal andere Saiten aufziehen!«

Im Keller verstummten für einen Augenblick die Stimmen.

Ines hielt sich die Hand vor den Mund.

»Hat dein Vater seinen Führerschein wieder?«

»Nein.«

»Dann sollte er nicht fahren.«

»Merkt doch keiner.«

Leo stellte den Geldeinsatz in die Kasse.

»Komm her, Ines.«

Leo gab ihr einen Zwanzigmarkschein: »Kino.«

Er schenkte ihr Geld, täglich zehn oder zwanzig Mark, und mußte es noch begründen. Mußte dankbar sein, wenn sie es annahm. Vielleicht lieferte sie es bei ihrem Vater ab.

»Brauchst nichts?«

»So ist es auch nicht«, sagte sie und steckte das Geld in die Tasche. Gewiß hatte auch ihr Vater von ihr verlangt, sie solle sich aus der Kasse bedienen. Wenn sie es geschickt machte, konnte sie täglich an die fünfzig Mark auf die Seite bringen.

»Sie sind so gut zu mir, Chef.«

»Paß auf, Ines. Ich freue mich, daß du immer so gepflegt zur Arbeit kommst...«

»...aber ich soll nicht zu spät kommen.«

»Leider müssen wir nun mal einen Kittel tragen bei der Arbeit. Aber selbst der Kittel steht dir gut. Du brauchst bestimmt jeden Morgen eine halbe Stunde um dein Gesicht zu machen.« Sie nickte unbestimmt. Sie erwartete

wohl zu erfahren, wie lange Alexa brauchte, denn sie verehrte seine Frau und versuchte sie zu imitieren.

»Na bitte. Bring doch die Sachen mit, die du brauchst. Du kannst es hier machen.«

Mit diesem Angebot wußte sie noch nichts anzufangen. Er nutzte ihr Erstaunen und strich ihr übers Haar. Es war schwarz wie das von Alexa, aber matt, weil sie ein schlechtes Färbemittel benutzte, und es roch nach Trockenpulver.

»Aber das geht doch nicht, Chef.«

»Mich stört es nicht«, sagte Leo. Er faßte ihr unters Kinn und betrachtete sie prüfend. Sie übermalte die Lippenränder und nahm zuviel Puder. Er würde dafür sorgen, daß sie ihre Haut nicht verdarb. »Und du bist immer pünktlich.«

Sie entzog sich ihm und sagte enttäuscht: »Ihre Mutter und Frau Dürr trinken Kaffee und ich komm manchmal ein paar Minuten zu spät. Das ist doch egal. Vor zehn kommt doch sowieso kein Kunde.«

Sie begriff nicht, worauf es ihm ankam, und er sagte: »Ich schau dir gern zu, wenn du dich schön machst.«

»Das können Sie doch bei Ihrer Frau machen.«

Manchmal konnte sie frech und hinterhältig sein. Das war der Einfluß ihres Vaters. Es würde sich von selbst geben, wenn er sie von ihrem Vater trennte und von den verwahrlosten Geschwistern. Schwieriger war, ihr die Verehrung für Alexa abzugewöhnen. Er stellte sich vor, daß Ines Mitleid für Alexa empfinden sollte, später, wenn alles geregelt war.

Leo machte ein enttäuschtes Gesicht. Sie sollte schon merken, daß sie ihn mit solchen Bemerkungen kränkte.

»Ihre Frau ist doch viel schöner als ich.«

Der Vergleich war lächerlich, aber Leo freute sich über den falschen Ton in ihrer Stimme, der ihre Erwartung erkennen ließ, daß er ihr ein Kompliment machte. Und das tat er auch.

Leo ging Geld holen. Unterwegs grüßte er den Filialleiter von Saubermann, den Buchhändler, der mit seiner Ange-

stellten das Regal mit den Ansichtskarten auf den Platz rollte, den Bäcker, der im Unterhemd in der Passage stand und gierig eine Zigarette rauchte, und die anderen Verkäufer und Verkäuferinnen, die seinen Weg kreuzten.

In der Sparkasse sah er den jungen Kassierern zu, wie sie Geld nahmen und Geld auszahlten, vorwurfsvoll genug. Hinter den dicken Glasscheiben lagen die Scheine und Münzen, und im Rücken der Kassierer standen Tresore offen.

In den Privatbanken dagegen schien das Geld immer weit weg. Es wurde aus den Kellern geholt, ganz frisch, neu oder sauber gemacht. Es knisterte in der Hand und erfüllte einen mit Begeisterung.

Hier war das Geld dreckig. Es hatte Beulen und Risse. Als hätte es selbst gearbeitet, schien es jetzt müde und schlaff. Während er auf die Auszahlung wartete, las er die auf das Panzerglas geklebte Erfolgsbilanz der Sparkasse. Über 470 Millionen lagerten die Sparer hier. Zwei neue Filialen konnten in eingemeindeten Randdörfern eröffnet werden. Mit allen internationalen Geldplätzen war man jetzt per Knopfdruck verbunden. Die drei Direktoren der Sparkasse waren vom Karnevalsverein in den Vorstand gewählt worden. Ein Foto zeigte sie mit Narrenkappen.

Diese Leute verbargen nichts. Sie zeigten offen, was sie von ihren Sparern hielten. Und die Sparer brachten ihnen das Geld, 470 Millionen. Und die Narrenkappen schoben es ein bißchen herum, damit es als Haufen nicht zu sehen war und sein Anblick die Ahnungslosen nicht erschreckte.

»Herr Brunner«, sagte der Kassierer, »meine Frau hat bei Ihrem Herrn Grimm eine Brikettpresse gekauft. Klasse!«

»Freut mich, wenn Sie zufrieden sind.«

»Wir haben das ganze Wochenende Briketts gepreßt. Hat Spaß gemacht.«

»Könnten Sie mir bitte neue Scheine geben«, bat Leo.

Der Kassierer mußte seine Kabine verlassen und sich bei seinen Kollegen sauberes Geld zusammensuchen.

Das Wettbüro machte gerade auf und Leo ging hinein und setzte für die kommenden Rennen das Datum des Tages, an dem er Ines eingestellt hatte, und Alexas Geburtstag. Einlaufwette, kombiniert, je fünfzig Mark. Erst dann las er die Fahnen der stattfindenden Rennen in Deauville, Neuß und Longchamp. Er kannte die Pferde nicht und auch nicht die Reiter. Aber die Sieben und die Drei waren gute Zahlen, die Sieben für Ines, die Drei für Alexa.

Der letzte Biss

### *Dazugehören*

Einige Gäste haben nach der Begrüßung des Vaters auch für Franz noch das übertriebene Lächeln und den schwungvollen Handschlag.

Warum macht er das mit, warum ist er nicht in der Stadt geblieben und hat Vater und Bruder diese idiotische Veranstaltung überlassen? Will er sich nur bestätigen, daß nichts sich verändert hat und alles so weiter lebt und die Dinge so sind, daß er nur verachten kann? Franz fühlt sich einsam. Er langweilt sich. Er fühlt sich durch die Zustände verärgert. Es kommt ihm alles so unbedeutend vor. Wozu sich dieser sinnlosen Anstrengung unterziehen?

»Ich danke Ihnen.«

»Wie schön, Sie in unserer Mitte zu sehen.«

»Sie sehen blendend aus.«

»Freue mich, daß Sie auch an mich gedacht haben.«

Also hatte der Vater seinen Namen mit auf die Einladungskarten drucken lassen. Daher wohl die durch eine Spekulation auf firmenwichtige Bekanntmachungen genährte Feierlichkeit bei der Vorstellung ihm bislang unbekannter Honoratioren. Oberkreisdirektor Markwirth: »Ich hoffe, wir werden bald miteinander zu tun bekommen, nicht nur beruflich versteht sich, und in Harmonie. Der Kreis braucht Impulse.«

»Ich bin ja eigentlich erst noch mitten im Studium, Herr Markwirth.«

»Na dann!« Es soll aufmunternd klingen, doch meint Franz Markwirths Gleichgültigkeit zu spüren. Dagegen ist der einarmige Achsmann, des Landes wachstumsfreudigster Papierfabrikant, von anderer Art, ohne Vorteilserwartung und voll guter Ratschläge: »Wird langsam Zeit, daß die Uni ohne dich auskommt. Für son Lappen da gib ma keine Jahre hin. Papier vergilbt auch hinter Glas im Rahmen. Das sag ich dir als Fabrikant und als Jäger. Sei nicht blöd, promovieren tun heut die kleinen Leute. Mach du man

ordentlich rum, Franz, und dann nix wie rein inn Betrieb. Akademiker die hält man sich. Wir müssen unsre Köpfe sauberhalten.« Und dabei stubbt er, dessen besseren, handgeschöpften Produkten als Wasserzeichen eine geradezu auführerische Figur mit erhobenem Schlachtbeil eingepägt ist, den jagdunfallbedingten Armstumpf freundlich gegen Franz' Brust.

»Sie sehen so zivil aus?« Stuhlmacher, Oberst oder Generalmajor, Franz kennt sich da nicht aus, auf jeden Fall oberster Chef des Militärflugplatzes, mustert ihn mit gespielt soldatischer Strenge.

»Ich geh nur mit«, sagt Franz.

»Als Treiber?«

Franz nickt. Stuhlmacher wippt auf den Zehenspitzen und gluckst vor Vergnügen, wobei die Reste eines früheren Doppelkinns, die faltenreich seinen ganzen Hals ausmachen, wie Schals im Winde flattern.

»Dann bleiben Sie hinter mir, junger Mann, da werden Sie zu tun kriegen, ich schwörs Ihnen.« Stuhlmacher zwinkert ihm zu, und wie einem Freund auf die Schulter, schlägt er auf den Kolben seiner Flinte, deren auffällige Würgebohrung wie fabrikneu glänzt. Franz will sich diesem Begrüßungsablauf entziehen, will wie sein jüngerer Bruder Karl durch die Gruppen der Treiber gehen, die Hunde prüfen, die Waffen begutachten, doch kaum hat er sich abgewandt, holt ihn das ›Bleib‹ seines Vaters zurück.

So steht er weiter schräg hinter dem Vater. *Kloss & Sohn*, Hoch- und Tiefbau, lassen defilieren.

Der Vater ist klein und schmal, seine Haltung gebeugt und aus dem grünen Rock ragt auf einem dünnen Hals ein von bleicher Haut straff umspannter Kopf. Er hält die Grußhand abgewinkelt von sich, und Franz weiß, die Finger greifen nicht zu, die Hand liefert sich schlaff den anderen aus, doch die Augen packen den Gegenüber und in der Stimme liegt der Ton des Diktats.

Was verbindet ihn mit dem Mann? Ohne ihn zu fürchten oder zu verachten, fühlt Franz sich vor dem Vater befan-

gen, gehemmt, unfrei. Er hat die Figur des Vaters. Dessen Willen meint er für andere Ziele gleich stark zu besitzen. Aber welche Ziele hat der Vater über Halten und Mehren von Besitz hinaus? Und was hält Franz für seine Ziele, außer, daß sie nicht die des Vaters sind? Über des Vaters mögliche Empfindungen scheut er in dem Maße nachzudenken, wie er über die eigenen Rechenschaft abzugeben sich fürchtet.

Nur nicht so werden wie der Vater, will Franz, nur nicht so leben wie er und die anderen.

Anders Karl. Schon in Größe und Proportionen ein eindrucksvollerer, und vom Gesicht her, in dem sich für alle, die sie kannten, die Erinnerung an die Mutter aufbewahrt, ein angenehmerer Anblick. Wo er auftaucht bildet sich eine Gasse, und man zieht ihn in die Mitte. Eine leichte Bemerkung von Karl ist ein guter Witz für die Herren, und das Auffangen eines emporgeschleuderten Messers ein Kunststück. Die von Markwirth angebotene Zigarre steckt er lachend einem alten Treiber in den Mund, ohne daß Geber und Empfänger gekränkt sind. Karl kann umgehen. Wo er sich auch bewegt, die Menschen fühlen sich ihm zugehörig, und er handelt sicher, weil er ihnen angehört. Franz neidet Karl den leichten Gewinn und verachtet ihn zugleich. Wie angepaßt und oberflächlich sein Bruder doch ist. Und dumm und langweilig, so ganz mit allem im reinen.

Bürgermeister Durler, die letzte Wahl hat den jungen Verwaltungsbeamten erst in die Region gebracht, in Militärlinien mit Hoheitszeichen, assortiert mit jagdüblichem Loden, wirbt um sein Geschäft: »Ihr Vater war parteipolitisch abstinent, was sicher nicht unklug war zu einer Zeit, in der man Unternehmer mit Christdemokrat gleichsetzen konnte. Heute sind die entscheidenden Männer auch und gerade hier Sozialdemokraten. Sie sollten Farbe zeigen, Herr Kloss, wenn Sie in den Betrieb einsteigen; ein Signal für die Mitarbeiter geben!«

Der Vater hat mitgehört. Er lacht. »Von meinen Leuten sind gewiß mehr in der CDU als in Ihrer Partei.«

»Traurig genug«, sagt Durler.

»Man muß die Kirche im Dorf lassen«, sagt der Vater. Mitgliedschaft schränkt ein, da folgt Franz dem Vater, ein Unternehmer kennt keine Parteien, nur Lieferanten und Kunden.

»Ich möchte nicht verpflichtet sein«, sagt Franz, »und niemand soll sich mir verpflichtet fühlen.«

Franz sieht nach dem Vater. Der ist mit der Antwort einverstanden.

»Schöne Worte«, sagt Durler. »Aber ich meinte ja kein Gemauschel – Sie verstehen schon –, sondern Anschauung, wenn Sie so wollen: Gesinnung.«

Wie kann der meinen, denkt Franz, daß ich vor ihm Bekenntnisse ablege?

Während Franz überlegt, was er Durler antworten soll, sagt der Vater: »Gesinnung heißt für uns in erster Linie anständige Arbeit tun.« Und damit ist das Gespräch zu Ende.

»Jagdheil, Herr Durler«, sagt Franz.

»Jägerdank, Herr Kloss.«

Da kommt einer her, denkt Franz, und weiht sein Leben der Ausschmückung des Flächennutzungsplans und der Erweiterung der Industriezone. Und seine Existenz ist stabil, und die Entwicklung ist vorgezeichnet, sein Wollen grenzt der Stadthaushalt ab, und will mich in sein Lager ziehen. Wie beschränkt ist das alles.

Der Leiter des Bauamtes, Kinzig, mit dessen Tochter Franz den Schulweg gemeinsam ging, was aber nicht zu der von Kinzig erwünschten Verbindung führte, will ihn gleich wieder in die Familie ziehen: »Ich öffne radikal die sechziger Jahrgänge. Man muß nicht alles den Erben überlassen. Ich würde dich gern zur Weinprobe sehen. Übrigens hat sich Doris lebhaft nach dir erkundigt.« Kinzig zielt ungeachtet der Gefühle der Hauptbetroffenen weiter-

hin auf Hochzeit. Die Vorstellung, er könne die Tochter an jemanden aus seiner Behörde verlieren oder ein anderer rangminderer Einwohner würde sich seiner Tochter bedienen, um sich zu ihm aufzuschwingen, peinigt ihn. Noch immer sieht er in Franz, als Firma und als Person, allein die standesgemäße Lösung.

»Ich muß morgen leider wieder zurück«, sagt Franz, »ich steh im Examen.«

Kinzig sagt aus einem enttäuschten Mund: »Aber dann meld dich das nächste Mal gleich, und wir feiern das Examen mit. Die beste Flasche stell ich dafür zurück.«

»Einen schönen Gruß an Doris, ich ruf bestimmt an.« Ein harmloser und freundlicher Mann, ich will nichts mit ihm zu tun haben und muß ihn doch enttäuschen, nur weil ich seine Tochter nicht heirate. Wie soll ich hier leben, wo sie mich in ihre Geschäfte und ihr vermeintliches Glück einbeziehen wollen?

Die leitenden Angestellten der Kloss, Jörger, Bauleitung und Personal, und Ricke, kaufmännische Abteilung, befragen Franz zum Studium, und Jörger, durch die Praxis auf den Baustellen ein dröhnender und direkter Mann, bald zum Studentenleben: »Und die Damen, Herr Kloss!?« Franz strafft sich und sagt gleich polternd: »Ganz wie zu Ihrer Zeit, Herr Jörger.«

Der Vater wendet sich um, ist was?

»Ha!« stößt Jörger aus, »wie zu meiner Zeit, das ist gut«, und verzieht das Gesicht zu einer erinnerungsseligen Grimasse.

In der Universitätsstadt hat Franz eine Freundin, Sabine. Er hat sie nicht mitgebracht, obwohl der Vater es ausdrücklich gewünscht hatte. Franz ist sich ihrer nicht sicher. Sie wohnt hin und wieder einige Tage bei ihm, bis sie wieder zu ihren Eltern zieht. So wie sie weggeht, ohne daß Außergewöhnliches vorgefallen ist, so wenig außergewöhnlich ist der Grund warum sie zu ihm kommt. Sie schlafen gut zusammen. Franz hätte sich in seinen Gefüh-

len gern nach den ihren gerichtet. Es ist einfach zu lieben, wenn man geliebt wird. Sabine lachte gern, auch in Momenten, in denen er sie lieber ernst gesehen hätte. Das enttäuschte ihn. Seine Mutter hatte ihn geliebt. Das war selbstverständlich. Aber Sabine, warum sollte sie ihn lieben? Welch schreckliche Vorstellung wenn er sie mitgebracht hätte und sie stünde jetzt neben ihm, begafft. Der Herr Kloss Junior mit Braut!

Ricke bleibt bei Franz stehen und übernimmt es, ihn mit den Herren von der Gemeinnützigen Baugenossenschaft, den Sparkassen und Banken, den Kiesgruben-, Sägewerks- und Betonfabrikbesitzern, den Architekten, Beamten und Amtsförstern bekannt zu machen. Da ist keiner, der für die Kloss nicht von Geschäftsinteresse wäre.

In Rickes Art liegt Besorgnis. Er mag denken, wie komm ich klar mit dem Sohn, wenn er den Vater ablöst. Franz meint, Ricke denkt, den Vater ersetzt er nie. Wie unter Zwang fragt Franz nach dem Stand der laufenden Geschäfte im Betrieb. Und bereut die Frage gleich. Vor Ricke sollte er die Pose lassen. Das ist einer, der um seine Zerrissenheit weiß und ihn durchschaut. Ricke, nicht ohne Erstaunen von Franz zur Lage gehört zu werden, spricht vom steigenden Zementpreis.

»Aber ist doch wohl aufzufangen«, sagt Franz, weil er nun mal anfangen hat. Vom Vater kommt ein Seitenblick.

»Wir können uns bei den meisten Kunden keine Nachkalkulationen erlauben«, sagt Ricke.

»Verstehe«, sagt Franz. Er ist verlegen und ärgerlich. Der Ricke glaubt ihm doch nicht, daß er sich für den Zementpreis interessiert. Und steht so da, als erwarte er weitere Fragen.

»Warum kaufen wir nicht in Frankreich?«

Der Vater mischt sich ein, unwillig: »Wir können nicht einen alten Lieferanten sitzenlassen. Der hat ja auch Gründe für seinen Preis.«

Ricke lenkt ein: »Was wir durch den Kurs gewinnen, geht beim Transport wieder drauf. Wir haben das durchkalku-

liert. Und, wie Ihr Vater schon sagt, wir haben langfristige Lieferverträge, da kommen wir so leicht nicht raus.«  
Ich Idiot, denkt Franz und sagt: »Im Frühjahr soll sich der Zementpreis wieder beruhigen, las ich im Handelsblatt.«  
»Hoffentlich«, sagt Ricke.  
Ein Hund hat sich losgerissen und im Feld einen Fasan gestellt. Der Hund wird weggezerrt, der Fasan flattert davon, die Treiber lachen, einige Jäger murren.  
»Der hat keine Disziplin mehr«, entschuldigt sich der Halter und zieht dem Hund den Riemen über.  
»Franz, schreib ihn auf!« ruft der Vater, »der Fall muß vors Jagdgericht.«  
Es kommt Stimmung auf. Franz weiß nicht, was er tun soll, soll er lachen, soll er seinen Vater unterstützen und rufen, wir bringen Sie vor Gericht mein Herr?  
Ricke reicht Franz Zettel und Kugelschreiber. »Sie müssen das schon ernst nehmen.«  
»Was soll ich denn schreiben?«  
»Dr. Scheubles Hund vorm Anblasen Hahn geflügelt.« Franz schreibt.  
In der Treibergruppe geht eine Feldflasche um. Sie wird Karl hingehalten, der sie mit einem Schluck leert. Selbst seine Unverschämtheit erntet Anerkennung. »Schluckt wien Stier!«  
Ricke sagt: »Gut, Sie wieder bei uns zu sehen, Franz. Ich hoffe, daß es Ihnen wieder zur Gewohnheit wird. Es geht ja nicht nur um den Betrieb. Ihr Vater und Karl brauchen Sie.« Franz haßt Ricke vor allen, er ist ihm der Ähnlichste.  
»Ich brauch noch Abstand«, sagt Franz, »hier erinnert mich alles...«  
»Ich kann Sie gut verstehen«, sagt Ricke, »wir alle haben Ihre Mutter nicht vergessen.«  
Die Mutter war beim Waschen mit einem defekten Kabel in Berührung gekommen. Es war grotesk. Sie beschäftigten zwei Haushaltshilfen, und die Mutter starb in der Waschküche. Franz war seitdem nur zu Weihnachten nach Hause gekommen.

»Der Verlust wird leichter zu überwinden sein, wenn Sie wieder in der Familie leben«, sagt Ricke.

Das ist es, das Gefühlvolle, das Mitleidende, das Weiche was Franz Ricke hassen läßt. Er sieht die gleichen Eigenschaften in mir, denkt Franz, er kennt mich. Die Vertrautheit stört ihn. Wer ist denn Ricke? Ein wenn auch schwer, aber ersetzbarer Angestellter, der ihm ähnlicher und mehr zugehörig ist als Vater und Bruder. Allein wegen Ricke wird es eine Katastrophe, wenn er in den Betrieb kommt. Was immer schwieriger hinauszuschieben ist. Der Vater verlangt längst nicht mehr den korrekten Abschluß des Studiums, er drängt nicht, gibt aber bei jeder Gelegenheit zu verstehen, daß er Franz' baldigen Eintritt in die Firma erwartet. Früher schützte ihn vor all dem die Mutter. Aber wie kommt er jetzt da raus?

Franz mag Ricke nicht anschauen.

Als hätte der Vater seine Verlegenheit gespürt, dreht er sich zu ihnen um. »Nun wollen wir mal. Alle da, Ricke?« Immer wehrt der Vater für ihn ab, wie er auch für ihn entscheidet. Was für eine lächerliche Figur würde ich erst auf seinem Stuhl machen, denkt Franz. Ricke blickt auf eine Liste und zählt die Gäste. »Ich denke ja.«

»Meine Herren«, sagt der Vater, nicht lauter, nicht in eine eventuell entstandene Stille, einfach zu den Gruppen gewandt, ohne den Standort zu wechseln, und schon ersterben die Gespräche, und man gruppiert sich um ihn. »Zum ersten Mal haben Sie auf den Einladungen den Namen meines Sohnes Franz gefunden. Das wird in Zukunft die Regel sein. Eine kleine Eigenart hat die Sache schon, denn Franz wird Sie nicht als Jäger begleiten, sondern als Treiber, als Ehrentreiber gewissermaßen, hierin einem ehemaligen Bundespräsidenten nicht unähnlich...« Grinsen bei den jüngeren Treibern. Darunter sind Haller und Fendrich. Franz kennt sie aus der Grundschule.

Die Jagdgäste nicken Franz freundlich zu.

Wie peinlich ist das alles. Franz blickt zu Boden. Wann fangen sie endlich an!

Der Vater schmückt launig Franz' Wahlverwandschaft zu Heinemann aus, der mürrisch die Diplomatenjagden absolvierte und dessen unwaidmännische Kommentare zur Strecke berühmt waren. So ein Verhalten sei von seinem Sohn nicht zu erwarten, Franz sei von Jugend an mit dem Waidwerk vertraut. Der Vater deutet die jagdliche Abstinenz des Sohnes nicht, aber die meisten hier wußten, die Sache war von grundsätzlicher Art. Moralische Motive, christliche gar, einer empfindsamen Knabenseele; ein absolutes Bekenntnis zu ›Du sollst nicht töten!‹ und zu dem Vorsatz, daß nach dem Vergangenen kein Deutscher mehr ein Gewehr heben soll. Durchaus ehrenwerte Gründe, aber man sagte sich: Übersteigerte Empfindlichkeit eines jugendlichen Spinners, gibt sich! Nachdem Franz an einem Friedensmarsch teilgenommen hatte, machte sich auch Verärgerung breit. Kloss' Ältester Pazifist! Wer hatte denn die Panzerbrücken, Kasernen und Flugzeuggpisten in der Region gebaut?

Der Vater bestimmt die älteren fußmüden Jäger zu einem Trupp, das geht nicht ohne Protest und Gelächter, er selbst wird hier Jagdleiter sein, die andere Gruppe bildet unter Karls Führung eine Böhmisches Streife. Es gibt noch Ermahnungen, nur bei freier Schußbahn anzulegen, die Abstände einzuhalten, keine weiblichen Vögel zu schießen und die Schonzeiten zu achten.

Ein Treiber reicht Karl das Jagdhorn, und Karl bläst an. Wie sie so in breiter Linie dahinstreifen, sieht Franz in dem ganzen eine Pflichtübung. Es dient der Firma und verpflichtet ihn zu nichts. Er will das wie einen Spaziergang ansehen. Mögen sie ihn für einen Außenseiter halten, für Vaters Nachfolger; er hat nichts damit zu tun. Morgen ist er wieder weit weg.

Hoffentlich ist er am Abend mit dem Vater nicht allein. Die Wolken liegen wie hingegossen in der Luft, und hinten am Wald kriecht erster Nebel hervor.

Die Männer stapfen durch die Stoppeln, nach jeder Parzelle geht es über einen Graben, ho ho, schrecken die Treiber und schlagen mit ihren Knüppeln auf den Boden.

Karl dreht sich zu Franz um. »Du mußt brüllen«, schreit er und macht es ihm vor. »Ho, ho! Has ho!«, er reckt den gewehrfreien Arm und springt hoch, »ho«, sein Hund jault auf, weil ihn die Strippe würgt, und Karl fährt ihm übers Maul. Franz sagt: »Ich bin Ehrentreiber, mein Lieber.« Es sollte ironisch klingen,forsch brüderlich, aber es wirkt unpassend und wie belehrend. Und Franz ist beschämt, er will korrigieren, ho ho, schreien und jubelnd in die Luft springen, doch Karl gibt ihm nicht einmal eine Chance, er stolpert schon weiter. »Ho ho! Has ho!«

Aus einer Furche bricht ein Hase auf. Die Jäger stehen, und die Treiber strecken ihre Knüppel zu dem – Franz empfindet es so aus der Nähe – schrecklich langsam laufenden Tier. Und wie überflüssig die Haken, anstatt Raum zu gewinnen, läuft es nur kurvenreich vor der Linie der Treiber und Jäger her. Schüsse. Es reißt ihm das Vorderteil weg, es überschlägt sich, kommt wieder hoch, bricht auf den zerschossenen Vorderläufen zusammen und versucht auf den Stümpfen weiterzulaufen. Dabei klagt es erbärmlich. Die Hunde werden geschickt. Und die Jäger signalisieren unter sich, gut gestoppt, bravo, der erste Hase! Ein Treiber ist vorgelaufen, weil die Hunde streiten und nicht fertig werden mit dem Hasen. Hundepfeifen und Geschimpfe. Keine Disziplin. Der Träger scheucht die Hunde, hebt den Hasen an den Hinterläufen und schlägt ihm den Knüppel ins Genick. Und weiter gehts, ho ho, Has ho!

Stuhlmacher, die Flinte lässig wie einen Spazierstock wippend, hält sich in Franz' Nähe. Einem aus dem Graben aufspringenden Hasen ruft Franz nach. Stuhlmacher macht keine Anstalten zu schießen. Franz ruft »Da, da!« und zeigt auf den davonlaufenden Hasen. Stuhlmacher kommt zu Franz und sagt lächelnd: »Ich hab meine Brille

vergessen.« Was soll das, denkt Franz, will der hier den Tierfreund machen?

»Sind Sie eigentlich General oder was, Herr Stuhlmacher.«

»Oberst, Herr Kloss.«

Franz fühlt sich durch die freundliche Art Stuhlmachers herausgefordert.

»Und was macht man da, als Oberst?«

Stuhlmacher überhört den beleidigenden Ton, er gibt bereitwillig Auskunft über Menschenführung und soldatischen Auftrag. »Ich will Ihnen ein Beispiel geben, wie notwendig und schwierig meine Aufgaben sind. Um die Ostertage 68 revoltierten Studenten und Arbeiter in Paris. Ich hielt mich da zu einer Tagung auf. Ich habe gesehen, wie sie über die Champs-Élysées marschierten und riefen: Nieder mit der Regierung – aber sie trugen die Trikolore vor sich her. Hier bei uns rief niemand: Nieder mit der Regierung – aber man riß die schwarzrotgoldene Fahne von den Masten und trampelte auf ihr herum.« Er betonte wirkungsvoll und sprach flüssig, er mußte die Geschichte schon oft erzählt haben.

»Und Sie bringen die Wehrpflichtigen dazu, daß sie die Fahne wieder achten lernen.«

Stuhlmacher läßt sich nicht provozieren, die Frage hebt noch seine gute Laune. Während um sie herum die Schüsse knallen, plaudert Stuhlmacher über den freiheitlichen Staat. »Das vorherrschende Gefühl in diesem Land zu allen Fragen der Nation ist lau. Einen Ruck gibt sich die Nation und ein Gemeinsamkeitsgefühl geht als Aufschrei von den Alpen bis Helgoland nur, wenn wir im Fußball siegen oder ein überzüchteter Mensch seine Nase um Sekundenbruchteile vor einer anderen hat. Und in dieser Lage muß ich dem Soldaten klarmachen, wofür er dient, und ihn für so große Dinge wie Freiheit und diesen Staat und die Notwendigkeit beides zu schützen wenn schon nicht zu begeistern, so wenigstens zu überzeugen versuchen.«

»Und haut das hin?«

»Mehr denn je«, sagt Stuhlmacher, »verläßt der oft, zu oft, durch Elternhaus und Schule ohne Antwort gebliebene junge Mensch die Dienstzeit als Staatsbürger mit eingeschliffenem Auftragsgefühl.«

»Wie schön für Sie«, sagt Franz.

»Für uns alle«, sagt Stuhlmacher, »Sie haben wohl nicht gedient?«

»Nein«, sagt Franz.

»Verweigerer?«

Franz nickt.

»Davon gibts jetzt immer weniger«, sagt Stuhlmacher. Ein Hund kommt mit einem Hasen im Maul auf sie zugelaufen. Die Läufe des Hasen schlenkern wie Glieder einer kaputten Puppe. Der Hund will vor ihnen ablegen, aber Stuhlmacher verscheucht ihn. Verwirrt sucht der Hund seinen Herrn und gerät zwischen die Treiber. Fendrich hechtet nach dem Hund und erwischt ihn am Schwanz. Der Hund krümmt sich vor Schmerz und läßt den Hasen fallen. Fendrich schnallt ihn zu anderen an seinen Gürtel. Wie schwach ist ein Hase? So einer ist er auch, denkt Franz bitter, der wegläuft und ausweicht und die Kurve kratzt. Orientierungslos vom eigenen Hakenschlagen, letztenendes so durcheinander, daß die Flucht keine Richtung hat, ahnungslos wo die eigentliche Gefahr lauert. Freilich, weiß Franz vom Vater, will der Hase nur vom Bau ablenken und kehrt, wenn er nicht gestoppt wird, in seine Höhle zurück, wie der Mann zum Weib, der Täter zum Opfer, Jägerwissen. Der Täter zum Opfer?

Es sind eine Menge Hasen im Feld. Die Jäger rücken schießend zum Wald vor, und hinter ihnen sammeln die Treiber die erlegten Hasen auf.

Die Nähe Stuhlmachers ist Franz lästig. Er läuft einem von Karl geschossenen Hasen nach und hebt ihn auf, bevor Karls Hund heran ist. Stuhlmacher holt ihn ein und sagt: »Ein Jäger sammelt seine Opfer nicht auf. Auch im Krieg kümmert sich der Soldat nicht um seinen gefallenen Gegner.«

Was soll das, will er etwa meinen Beifall? Franz wirft einen mißtrauischen Blick auf Stuhlmacher, der gemütlich weiterspaziert, die Waffe gesichert, den Hut nachlässig im Genick, mit locker schlenkernden Schritten. Franz bleibt zurück.

Die Hinterläufe des Hasen sind schon kalt. Franz muß den Arm anheben, damit der Hase nicht mit dem Kopf auf dem Boden schleift.

Vor dem Wald schwenkt die Linie der Treiber und Jäger in großem Bogen aus den Stoppeln in Felder mit brusthohem Grünfutter ein. Gok, gok, gok! heißt es nun, und die Treiber schlagen in die Stauden. Schwerfällig brausen Fasanen auf. Knallen aus vielen Rohren. Federn fliegen. Kadaver fallen zu Boden.

Franz sieht, Karl trifft gut, von seinem Vater weiß ers, da schaut er nicht hin, auch zu Ricke nicht, aber Jörger, Jörger hat Stil, schneller Anschlag, kurzes Visieren, sicherer Schuß. Andere, Markwirth, Kinzig, auch Durler, schießen saumäßig. Achsmann, den Armstumpf in der spezialgefertigten Schafttasche, trifft am besten. Und auch Franz, der von Jugend an zur Jagd erzogene, findet die Hunde sind unausstehlich, sie wieseln kläffend zwischen den Stauden, flügeln kaum einen Vogel auf, und die Treiber müssen selbst die weit hinter der Jägerlinie abstürzenden Vögel zusammensuchen.

Franz geht hinter Scheuble und Achsmann. Fendrich, der für Scheuble sammelt, nimmt Franz den Hasen ab. »Kann ich selber tragen«, sagt Franz. Fendrich schleppt schon mit beiden Händen und hat sich dazu eine Menge Hasenläufe unter den Gürtel gestopft, so daß die Hasen wie ein Rock an ihm herunterhängen.

»Der kann den Hals nicht voll kriegen«, sagt Fendrich und zwinkert ihm zu. Scheuble läßt Fendrich nicht von seiner Seite und die Kadaver nicht zum Sammelplatz bringen. Scheuble ist einer, den der Stolz auf seine Strecke dazu bringt am Sammelplatz einen Fotoapparat aus seinem

Wagen zu holen. Natürlich hat Fendrich den Gimpel in Scheuble gerochen und foppt ihn bei jedem Hochgang einer Henne mit zielbezogenem Geschrei. Ohne Arg schießt Scheuble die Hennen mit und wird am Abend viele Flaschen Wein auf den Tisch der Treiber stellen müssen.

Franz ist denn doch gar nicht so unkonzentriert, die Schießerei, die Rufe, das Gekläff lassen ihn nicht träumen. Er hat seine Augen beim Verlaufs, wägt die Strecke, und galt am Anfang aus nicht näher überdachtem Trotz innerlicher Beifall jedem davongekommenen Tier, so faßt sein Blick jetzt die aufbrechenden Vögel, und er zählt automatisch die fallenden und ihr Verhältnis zu den abgegebenen Schüssen. Seine Stiefel schleifen achtlos die Pflanzen, und er weist für Achsmann mit Geschrei auf Ziele.

Am Ende des Feldes stehen die Fußmüden und fangen ab. Das erste Treiben ist zu Ende. Die Treiber schleppen die Strecke zum Sammelwagen. Die Jäger rauchen und reden. Ein Tablett mit Schnaps geht rum. Scheuble gibt Fendrich Anweisungen, wo seine Beute hinzulegen ist, damit man sie später auseinander halten kann. Franz hat sein Vergnügen daran. Achsmann hebt sein Glas auf Franz: »Dank dem Ehrentreiber für den prächtigen Hahn: Direkt vor den Lauf!« Franz trinkt.

Der Vater erklärt das Gebiet für das neue Treiben. Es geht über Weide, Äcker und durch Rübenfelder.

Einige Leute aus dem Ort arbeiten auf den schmalen Parzellen. Arbeiterbauern, die den Samstagnachmittag nutzen. Der Vater winkt Franz zu sich. Sie gehen mit Markwirth. »Natürlich hatten die alten Zustände ihre Vorteile«, sagt Markwirth, »es ging schnell, wenn man sich einig war.« »Wann wären wir uns nicht einig gewesen«, sagt der Vater. Darüber will Markwirth keine Diskussion. Keine Frage, daß man unter den bisher waltenden Verhältnissen mit Baugenehmigungen und Ausnahmevergünstigungen unbürokratisch verfahren konnte.

Das ist nun, weil der Ort durch die Gemeindereform in einen größeren Kreis aufgegangen ist und die Strukturplanung in der entfernten Kreisstadt und unter stärkerem Einfluß aus der Landeshauptstadt entschieden wird, nicht mehr so einfach zu haben. Die Firma Kloss, einst das größte Baugeschäft in der Region, ist in eine Randzone verdrängt und von der neuen Schaltstelle für die Vergabe von kommunalen Aufträgen aus gesehen nur ein kleineres Unternehmen. Und es geht dem Vater um die Fragen, wie weit reicht Markwirths Einfluß unter den neuen Verhältnissen und ist er bereit sich für die Kloss zu verwenden.

»Wie wir mit einem Großprojekt fertig werden, haben wir ja hinlänglich bewiesen. Und wir sind nie mit einer Nachkalkulation angekommen«, sagt der Vater.

»Sicherlich«, sagt Markwirth, »das hat man auch registriert.«

Daran glaubt der Vater nicht. Bei großen Aufträgen ist die Kloss schon lange nicht mehr berücksichtigt worden. Und die Ausschreibungen, an denen man sich beteiligt hat, sind von regionfremden Großfirmen unterboten worden, die im Ausland die Gewinne machen und sich erlauben können, im Inland mit Verlust zu arbeiten.

»Wenn sich nicht bald was tut, müssen wir anfangen Stammarbeiter zu entlassen«, sagt der Vater.

Markwirths Hund hat einen Fasan aufgetan und noch bevor der Vogel in der Luft ist, hat Markwirth ihn geschossen. Franz geht hin, nimmt ihn, weil er am Kamm Blut austreten sieht und ihm die Berührung des warmen Halses unangenehm ist, an den Füßen und trägt ihn den Männern nach.

»Die Auftragslage ist allgemein schlecht. Ich erwarte 1978 ein mittleres Hoch, ab 1982 ist die Bauwirtschaft über'n Berg«, sagt Markwirth.

»Wer dann noch übriggeblieben ist«, sagt der Vater.

»Die Kloss wird dabei sein«, sagt Markwirth beschwingt.

»Wir arbeiten seit drei Jahren mit Verlust. Wir leben von Rückstellungen«, sagt der Vater.

Markwirth spricht von einer Großfirma, der es noch schlimmer geht und die gezwungen ist, die unrentabelsten Aufträge auszuführen nur um die Arbeiter zu halten. Auch diese Firma, beklagt sich der Vater, hat seine Angebote unterboten.

»Die treiben das nicht mehr lange«, sagt Markwirth, »man spricht von Verkauf.«

»Ach was«, sagt der Vater, »heute ist doch weit und breit keiner zu sehen, der Geld in die Branche stecken würde. Wär auch sowieso verloren. 1972 hätte man verkaufen sollen. 72, da hat sich das gelohnt! Aber heute? Was bleibt denn da noch bei Liquidation? Zehn Prozent, wenns hoch kommt. Vom Sozialplan will ich gar nicht reden.«

»Bei der Kloss sind das ja überflüssige Erwägungen«, sagt Markwirth, »bei dem hoffnungsvollen Nachfolger.«

Franz ist gemeint. Markwirth lächelt ihn an. Franz lächelt auch.

Der Vater sagt: »Ne, ne, heute verkauft man nicht, heute macht man in dieser Branche nur noch Konkurs.«

Franz spürt Leben in seiner Hand, ein Zucken geht durch die Füße des Fasans, und plötzlich beginnt er wild mit den Flügeln zu schlagen, daß Franz ihn vor Schreck fallen läßt. Markwirth und der Vater bleiben stehen.

»Lebt er noch?« fragt Markwirth.

Die Vorstellung, den Hahn töten zu müssen, ist so unerträglich für Franz, daß er, ohne sich zu vergewissern, nein sagt, und ihn jetzt doch am Hals aufnimmt.

Die normale Art einen toten Fasan zu tragen.

»Gerade das mittelständische Unternehmen, der in der Region verankerte und mit einer Stadt sozial verwurzelte traditionsreiche Familienbetrieb, wie Ihrer, kann in diesen Zeiten besser klarkommen«, sagt Markwirth.

»Wenn er nicht vom behördlichen Auftraggeber im Stich gelassen würde. Was dauernd geschieht«, sagt der Vater.

»Wir haben das Infrastrukturprogramm«, sagt Markwirth.  
»Hat keine Belebung gebracht, und die Produktion im öffentlichen Bau geht um weitere drei Prozent zurück«, sagt der Vater.  
»Dem Bundesrat ist gerade das zweite Gesetz über die Durchführung von Statistiken der Bautätigkeit und die Fortschreibung des Gebäudestandes zugeleitet worden«, sagt Markwirth.  
»Was haben wir davon?«  
»Damit liegt den Politikern endlich ein Berichtssystem vor, das sie die Bautätigkeit besser beurteilen läßt.«  
»Wie tröstlich, daß wir Gesetze machen, die den Politikern wenigstens die Beurteilung, warum wir vor die Hunde gehn, erleichtern«, sagt der Vater.  
»Na, na«, sagt Markwirth.  
Franz spürt den warmen Hals des Hahns und daß in ihm noch Leben ist. Blut läuft über seine Hand. Er wagt nicht hinzuschauen. Der Hals pocht in seiner Hand. Er drückt fester. Warum stirbt das Tier nicht? Es ist getroffen, blutet. Dann denkt er, ich kann es doch nicht erwürgen, und er lockert den Griff wieder. Wagt weiter nicht hinzuschauen. Aber der Fasan lebt. Ich lasse ihn einfach fallen. Da in der Bodensenke. Aber sie werden es merken. Ich blamiere mich. Ich habe gesagt, er sei tot. Hätte ich es nicht gesagt, hätte ich ihn vor ihren Augen totmachen müssen. Ich muß etwas tun. Wie die Treiber, mit der Handkante den Kopf wegschlagen. Oder drehen, den Hals umdrehen. Warum tu ich denn nichts?  
»Der Wohnungsmarkt hat wieder Zukunft«, sagt Markwirth, »die Großwohneinheiten, die Wohnsilos, die Trabantenstädte gehören der Vergangenheit an. Ich erwarte große Aktivität im Bereich des Eigenheimbaus.«  
»Das hat der Kanzler auch gesagt«, sagt der Vater.  
»Macht es nicht schlechter«, sagt Markwirth.  
»Schlägt aber nicht bis zu uns durch«, sagt der Vater.  
»Das kommt dann noch. Die Landesregierung bereitet ein

umfangreiches Förderungsprogramm vor«, sagt Markwirth.

Franz hält den Fasan hinter seinem Rücken. Er spürt die pochende Halsader und preßt den Daumen dagegen. Noch einmal schlagen die Flügel, schon matter. Franz schaut krampfhaft zum Horizont. Markwirth dreht den Kopf zu ihm. »Stabile Einfamilienhäuser mit energiesparender Isolierung, sonnenenergiespeichernden Außenflächen, vielleicht sogar Recycling von Haushaltsmüll als Heizmethode, da liegt die Zukunft. Was meinen Sie?«

»Ja«, sagt Franz, »da gibt es viele Möglichkeiten.«

Nur nichts anmerken lassen. Was hat Markwirth eigentlich gefragt? Franz bemüht sich ein nachdenkliches Gesicht zu machen. Warum sagt der Vater denn nichts? Ich kann doch nicht sagen, der Hahn lebt noch, erschießt ihn, ich kann ihn nicht töten.

»Für die Entwicklung solcher Technologien hat ein Betrieb wie unsrer keine Mittel«, sagt der Vater.

»Gerade Außenseiter haben diese Entwicklung schwungvoll angekurbelt«, sagt Markwirth.

Die anderen Jäger sind weit voraus und sammeln sich vor einer Straßenböschung zum neuen Treiben.

»Wir warten hier«, sagt der Vater.

Markwirth ejiziert die Patronenhülsen und stopft neue Patronen in die Läufe. Das Jagdhorn tönt, und die Streife kommt in ihre Richtung.

Der Hahn ist ruhig. Der Hals pocht nicht mehr. Jetzt müßte er tot sein, denkt Franz. Er schaut hin. Blut sickert zwischen seinen Fingern. Der Schnabel ist weit aufgesperrt, die Zunge ragt steif heraus. Er muß tot sein, erstickt. Der Vater zieht eine lederumkleidete Jackenflasche hervor. Eine Gelegenheit. Franz legt den Fasan auf den Boden und streckt seine Hand nach der Flasche aus. Der Vater reicht sie ihm, und sein Blick bleibt einen Moment auf Franz' blutverschmierter Hand. Während Franz trinkt, flattert der Vogel wieder, springt sogar.

»Guck den zähen Daus«, sagt Markwirth und kickt mit der Stiefelspitze gegen den Kopf des Fasans.

Franz fühlt, wie er rot wird. Der Vater blickt ihn an. Franz hustet, als hätte er sich verschluckt.

»Daß wir den Hahn nicht vergessen«, sagt Markwirth, Jetzt wird der Treiber schon ermahnt. Sie trauen mir nichts zu, denkt Franz, ich bin nur ein Anhängsel, vom Vater behütet. Ich gehöre nicht dazu. Ich bin ein Tierquäler. Ich hätte nicht herkommen sollen.

»Laßt den Alten Schuß«, hört man Karl rufen, und die Jäger treiben mit den Treibern armschlagend und gewehr-schwenkend unter Gebrüll Markwirth und dem Vater das Wild vor die Büchsen.

»Ein guter Schütze, Ihr Sohn«, sagt Markwirth.

»Von Kindesbeinen an mit dabei«, sagt der Vater.

Über mich werden sie nie so sprechen, denkt Franz. Was können sie über mich schon sagen? Ich habe ihre Zuneigung nicht. Ich werde nie ihr Vertrauen gewinnen. Zu Recht. Ich bin ein Versager.

Franz säubert seine blutige Hand mit Rübenblättern.

Er nimmt den toten Hahn auf und geht zum Sammelwagen. Da bücken sich Mann und Frau über Rüben, Säcke um die Knie gebunden. Sie ziehen die Rüben raus, schmeißen sie auf einen Haufen und rutschen weiter. Sie kümmern sich nicht um das Schießen. Als Franz an ihnen vorübergeht, drehen sie sich zu ihm um.

»Guten Abend, Herr Kloss!« Wobei sie, auf allen vieren, noch den Kopf neigen. Den Mann hat Franz mal im Betrieb gesehen. Und in plötzlicher Eingebung, daß diese Menschen ihm ähnlicher sind als die Jagdgäste, bleibt er stehen. »Eine Heidenarbeit, was!«

»Och«, sagt der Mann und blickt zufrieden über das bisher Geleistete.

Franz sagt: »Mit der Maschine wär das n Klacks!«  
So könnte der Vater gesprochen haben.

»Na ja«, sagt der Mann, nickt bestätigend und lacht dabei merkwürdig. Die Frau guckt zweifelnd den Mann an, was lacht der so? Und Franz ärgert sich, zu einem Arbeiter aus der eigenen Firma, der nebenher seine kleine Landwirtschaft betreibt, so etwas verdammt Blödes gesagt zu haben. Er geht weiter, ihn fröstelt.

»Feiner Hahn, den Sie da geschossen haben«, ruft ihm der Mann nach.

Selbst in ihrer Freundlichkeit beleidigen sie mich, denkt Franz. Sie werden mich nie aufnehmen. Ich finde nicht den richtigen Ton.

Es dunkelt rasch. In der Ferne strahlen Lichtkegel auf der Autobahn.

Franz legt den Fasan zu der Strecke vor den Sammelwagen. Haller und ein anderer Treiber sind beim Aufbrechen. Sie stoßen die Finger in die After der Fasanenkadaver und zerren die Eingeweide heraus.

»Und mit dem Stinkefinger wühlt er heut nacht seiner Frau in der Futt«, sagt Haller.

»So siehst du aus«, sagt der Treiber, »dazu zieh ich Handschuhe an.«

Franz stimmt mit in ihr Gelächter ein. Aber wie falsch klingt das.

Die Vorgänge zwischen den Menschen sind so gemein. Was hat er mit dieser Welt zu tun? Franz träumt. Er wird sich selbst abschaffen. Dann werden sie schon sehen. Als ewiger Vorwurf wird er in ihren empfindungsarmen Köpfen weiterleben.

Die Jäger gruppieren sich zur letzten Jagd, ein Kesseltreiben, am Wald. Die Treiber schwärmen ins Unterholz, und die Jäger fangen ab, was aus dem Wald läuft und fliegt. Franz setzt sich auf einen Feldstein und schaut zu. Der Wald steckt voller Hasen und Fasanen, auch Rebhühner sind dabei. Der Tod der Hasen hat etwas leichtes, spielerisches. Ihr rasender Lauf schließt, wenn sie richtig gestoppt sind, mit Überschlägen ab, wie Purzelbäume. Manchmal

brechen sie auch einfach zusammen, das wirkt niederdrückend. Die Fasanen stürzen schwerfällig ab, und wie zum Hohn schwanken ihnen die ausgeschossenen Federn anmutig nach. Die Rebhühner zeigen im Sterben ein großartiges Bild. Getroffen steigen sie steil in die Höhe, himmeln und fallen verendet wie ein Stein herab.

Ich gebe dem Sterben der Tiere Noten, denkt Franz, und hätte doch selbst, aus Angst mich zu blamieren, einen Fasan eher qualvoll erwürgt. Ich habe nicht den Mut, das Selbstverständliche zu tun. Ich verlängere das Leiden eines Tieres, weil ich mein eigenes Leiden nicht überwinden kann. Ich bin ein Feigling. Ich gehe weg. Ich komme nie wieder. Ich bin auch zu feige, mich umzubringen.

Unter den Jägern gibt es Bewegung. Karl schreit nach dem Verbandskasten. Haller holt ihn aus dem Sammelwagen. Franz läuft mit.

Stuhlmacher hat es am Ohr erwischt. Nur einige Blutstropfen. Karl legt dem protestierenden Stuhlmacher einen festen Kopfverband um. Der unglückliche Schütze ist ein Amtsförster, er stammelt Entschuldigungen.

»Lächerlich«, sagt Stuhlmacher.

»Ich hab Sie nicht gesehen«, sagt der Förster, »ich sah nur die Silhouette. Sie hatten auch das Gewehr nicht im Anschlag. Ich dachte, da steht ein Treiber.«

Stuhlmacher und Karl lachen.

»So habe ich das nicht gemeint«, sagt der Förster, »ich bin ganz durcheinander, ich tu keinen Schuß mehr.«

Der Vater sagt: »Wir sind sowieso durch.«

Karl bietet Stuhlmacher an, ihn zum Arzt zu fahren.

Das hätte ich auch machen können, denkt Franz. Warum komm ich nicht auf die Idee? Ich bin nicht nützlich.

Karl vergißt nicht das Totverblasen, bevor er mit Stuhlmacher wegfährt. Der Amtsförster ist untröstlich. Er muß jetzt den Spott tragen.

Die Treiber kommen aus dem Wald. Am Sammelwagen wird die Strecke nicht mehr gelegt. Zum Fotografieren ist es schon zu dunkel.

Der letzte Schnaps geht um.  
Der Vater lädt zum Schüsseltreiben in den Ochsen ein.  
Die Gesellschaft löst sich plaudernd zwischen den parken-  
den Autos auf.

Franz fährt den Vater zum Umkleiden nach Hause.

Der Vater schimpft auf Markwirth. Der ist für die Firma nicht mehr nützlich. Weil ihn die Verhältnisse unaufhalt-  
sam nach oben spülen ist die Kloss kein Partner mehr für  
ihn. Steigende Tendenz im Eigenheimbau! Gerede, nichts  
als Gerede! Der Vater ist wütend. In den öffentlichen In-  
stitutionen und Körperschaften hat die einfarbige Partei-  
herrschaft nur Pfründenwirtschaft und Verfilzung ge-  
bracht. Markwirth glückt mittendrin, bläst nichts als die  
Verwaltung auf und brüdet Konzeptionen aus, die die  
Unsicherheit in der Branche nur vermehren. Die Entwick-  
lung ist vorgezeichnet: Markwirth macht Karriere in der  
Landeshauptstadt, sein Nachfolger ist ein der Dominal-  
herrschaft noch unterworfenere Mann, für die Firma  
keine Hoffnung.

»Wir haben uns an einer Ausschreibung in Algerien betei-  
ligt. Ricke fliegt nächste Woche hin. Er spricht nicht mal  
französisch.«

»Haben wir denn da Chancen?«

»Weiß ich nicht. Fünfundvierzig Jahre leite ich die Firma  
und muß mich einem wildfremden Verbindungsmann  
anvertrauen. Araber, wir haben uns in englisch unterhal-  
ten. Verstand ihn kaum. Ricke hat ihn angebracht. Was  
soll ich tun?«

»Vielleicht haben wir Glück«, sagt Franz.

Der Vater brüdet die entscheidende Frage aus. Was soll ich  
ihm nur sagen, denkt Franz. Ich will nicht und ich kann  
nicht.

»Ich kann in diesen Größenordnungen nicht denken«, sagt  
der Vater, »ich bin nur übersichtliche Geschäfte gewohnt.  
Ich kann es nicht zulassen, daß Technokraten wie Jörger

und Ricke die Geschicke der Firma bestimmen. Ich will, daß du im März eintrittst und zum neuen Jahr den Betrieb übernimmst.«

»Ich kann erst im nächsten Jahr Examen machen«, sagt Franz.

»Das ist mir egal«, sagt der Vater.

»Ich weiß nicht, ob ich der Firma viel nützen kann.«

»Das sehn wir dann schon.«

Damit ist für den Vater die Sache erledigt. Er räkelte sich, fragt mild und väterlich gestimmt: »Warum hast du deine Freundin nicht mitgebracht?«

Der neue Betriebsleiter braucht eine Frau. Wenn ich sie nicht heranschaffe, wird er auch das besorgen, denkt Franz, er tritt nicht eher ab, bis er mich auf seinem Sessel hat und sicher aufgehoben weiß in pausenlosem Familienleben. Ich kann nicht mit ihm reden. Warum sage ich ihm nicht, daß ich mir nicht sicher bin und nicht weiß, was ich tun soll.

»Sie konnte nicht.«

»Schade.«

Endlich spricht der Vater über die Jagd. Die wilden Förster! Sind die Niederwildjagd nicht gewöhnt. Nie eine Schrotpatrone im Lauf gehabt. Ein bequemes Kissen unter ihren grünen Hintern sitzen sie im Staatsforst und schießen nur Hochwild. »Und ausgerechnet Stuhlmacher trifft es, alter Soldat im Bleiregen; und das in Friedenszeiten!« Der Vater kichert.

Als sie zu Hause ankommen, sagt der Vater: »Karl hat einen Fuchs geschossen.«

»Er schießt sehr gut«, sagt Franz.

»Ich möchte ihn von der Schule nehmen. Das Abitur schafft er doch nie. Er ist der richtige Mann für die Baustelle. Was meinst du?«

»Ich weiß nicht. Hast du ihn gefragt?«

»Einen besseren Mitarbeiter kannst du dir nicht wünschen. Wir stecken ihn zu Jörgen, der wird ihn hinbiegen. In ein paar Jahren kann er die Bauaufsicht machen.«

Jetzt bin ich schon verantwortlich für Karl, ›Jörger wird ihn hinbiegen‹ in meinem Namen, ich darf das nicht zulassen. Im Betrieb sind achthundert Arbeiter und hundert Angestellte. Und ich soll sie beschäftigen, leiten, schützen. Wie kann ich das denn? Die ledigen Ausländer hat man aus dem Urlaub nicht zurückkommen lassen, aus Alters- und anderen Gründen Ausscheidende werden längst nicht mehr ersetzt. Die Pleite des in der Struktur gesunden Betriebs ist vorgezeichnet, meint Franz. Der Vater hat sich immer gescheut, Einheimische zu entlassen. Das muß ich tun. Was soll ich den Leuten denn sagen, wo überall unser Firmenschild leuchtet und die Villa auf dem Hügel prangt? Seit Jahren leben wir von der Hand in den Mund? Da lachen sie mir doch ins Gesicht.

Franz zieht sich nicht um; nur nicht auffallen. Er wechselt nur die Schuhe. Geht dann ins Wohnzimmer. Wartet auf den Vater.

Über dem Kamin hängt das Bild der Mutter. Der Vater hat es nach ihrem Tod malen lassen. Ein Ölporträt nach einer Fotografie, auf der sie viel jünger war, als Franz sie in Erinnerung hat. Auf dem Bild lächelt für ihn nur eine hübsche Frau, etwas dümmlich. Das Gesicht drückt nur den Wunsch zu gefallen aus.

Franz gießt sich einen Schnaps ein. Wie soll er hier leben? Soll er in diesen Sesseln sitzen, Geschäftsfreunde zu Gast haben, mit Karl und dem Vater fernsehen?

Er betrachtet sein Spiegelbild in der Verandascheibe und sieht sich beim Trinken zu.

Was kann ich tun, denkt Franz, abwarten, daß mir Erfahrung und Wissen und Lebensart zuwächst, mich mit Leidenschaft der Firma widmen, mit Leib und Seele Betriebsführer sein?

Der Vater kommt. »Du stehst da wie ein Fremder. Hat sich etwa was verändert?«

»Nein, es ist wie früher«, sagt Franz.

Sie fahren zum Ochsen.

Vor den Eingang hat man die Strecke gelegt. Drumherum die zumeist umgezogenen Gäste und Treiber, die mit ihren Frauen oder Bräuten gekommen sind. Der Vater kontrolliert ob die Vögel alle ausgeschleudert und die Hasen ausgedrückt sind. Der von Karl geschossene Fuchs erregt Aufmerksamkeit. Er sieht ganz eigenartig aus in dem dreckigen Plastiksack zwischen der so friedlich daliegenden Hundertschaft von Vögeln und Hasen. Der Fuchs muß eingeschickt werden.

Stuhlmacher hat einen neuen Verband um den Kopf. »Nur aus ästhetischen Gründen«, beruhigt Stuhlmacher den besorgt fragenden Vater. »Freu mich schon drauf, morgen so vor meine Soldaten zu treten.«

Scheuble hat Blitzlichter besorgt. Zum Gruppenbild der Treiber bugsieren Haller und Fendrich Franz in die Mitte. Franz möchte die Arme um die neben ihm Stehenden legen. Er traut sich nicht.

Vor dem Essen hält Achsmann die Dankrede. Voller Anspielungen auf Eigenheiten und Schießleistungen der Jäger, humorvoll.

Es gibt ein einfaches Essen, Jägerart, Bier aus dem Faß, Schnaps.

Bevor die Gäste gemütlich werden, muß das Jagdgericht tagen. Franz wird zum Ankläger bestimmt. Ricke hilft ihm bei der Klageschrift: Dr. Scheubles Hund ist schon aktenkundig, kommen dazu die Hennen. Franz winkt Fendrich. »Sechs Hühner hat er erledigt«, sagt Fendrich, »krieg ihn ordentlich ran, Franz.«

Kinzig hat einen Hasen im Treiben vergessen, ein Hahn ist in die Hochspannung gebrast und verendet, dafür kommt das Elektrizitätswerk dran, der unglückliche Amtsförster...und so weiter.

Franz trinkt noch einen Schnaps, dann muß er reden. Markwirth ist der Richter. Er klopft auf den Tisch. »Der Herr Staatsanwalt, bitte!«

Franz macht seine Sache leidlich, aber ohne Witz, nur zum Elektrizitätswerk fällt ihm ein, es zur kostenlosen Stromlieferung für die ganze Stadt auf ein Jahr zu verurteilen. Beifall.

Jörger, als Verteidiger, hat leichtes Spiel und die Lacher für sich, als er Franz, dem Ankläger, rechtsaufweichende Milde ankreidet, wenig zimperlich mit dem Gericht umspringt und allseits höheres Strafmaß fordert, und der Strom darf beileibe nicht aus dem Atomkraftwerk stammen. »Denn diese Dinger wollen wir hier nicht!« Bravo! Weil die Kloss da keine Aussicht hat auch nur einen Stein zu verbauen, weiß Franz.

Markwirth spricht erfahren Jägerrecht. Scheuble ist das schwarze Schaf. Sechs Flaschen Schnaps und öffentliches Abbitten in Gesang, der Amtsförster muß Stuhlmacher einen Hirsch aus dem Staatswald zum Abschluß lassen, Kinzig für zehn Minuten die Kellnerin in den Keller ›treiben‹ und eindeutige Trophäen mit aus der Tiefe bringen und dergleichen mehr. Dann wird es laut.

Der Amtsförster, schon betrunken, küßt Stuhlmacher auf Stirn und Verband.

Achsmann erzählt von einer Jagd in den Auwäldern, bei der eine alte Pilzsammlerin von einem Schrotkorn getroffen wurde. »Es gelang uns nicht sie zu beruhigen. Sie schrie wie am Spieß: Nirgends ist man mehr sicher! Es war schrecklich.«

Und? Man will was Lustiges hören.

»Nirgends ist man mehr sicher! Immer wieder.«

Und dann? So geht doch keine Jagdgeschichte aus!

»Wir konnten sie nicht beruhigen. Nirgends ist man mehr sicher! schreiend verschwand sie im Wald.«

Das ist alles? Achsmann bestätigt nachdenklich.

»Vielleicht war das der schnellste Weg zum Irrenhaus«, sagt Jörger. Befreiendes Gelächter.

Durler erzählt was Deftiges aus seiner Heimat.

Donnerwetter, der versteht Spaß. Dann muß Scheuble singen. Auch das ist komisch.

Franz streckt die Beine unter den Tisch, trinkt Bier und Schnaps und fühlt sich irgendwie wohl.

Ein Treiber spielt Ziehharmonika und Fendrich Gitarre. Ein Rundgesang. Nach dem Vorsänger die ganze Gesellschaft: »Das hat der Robert fein gemacht, fein gemacht, drum wird er auch nicht ausgelacht, ausgelacht. Drum lieber Herr Jörger sing ein Lied, sing ein Lied!« Jörger singt eine frivole Stanze. Durler weiß auch eine ganz dolle. So geht das eine Weile und dann im allgemeinen Lärmen unter.

Neue, sonderbare Gedanken gehen in Franz' Kopf um. Bin ich wirklich so einzig in meinem Leiden und Fühlen? Geht es den anderen nicht ebenso, ist es dem Vater nicht ebenso ergangen? Sie haben mir etwas voraus, sie haben die wichtigeren Fragen gestellt und Antwort erhalten. Sie haben etwas erreicht, sie sind gefestigt, glücklich, normal. Und Franz verlangt plötzlich nach dieser Welt, er will mit dabei sein und mitmachen, er will die Firma schon leiten, das kann er, er spürt, er ist der richtige Mann, er will Verhandlungen führen, Leute seiner Wahl einstellen, Versager entlassen, Aufträge reinholen, aufsehenerregende Pläne vorlegen...Er will gleichgültig gegenüber dem persönlichen Glück sein, aber seinen Platz in der Mitte haben, anerkannt sein und normal, normal wie die anderen...Sie müssen seine Sehnsucht doch spüren, sie müssen ihm doch anmerken, daß er dazugehören will!

Karl, ja, ihm gelingt alles so leicht, Karl gehört dazu. Er hat das Wohlwollen und die Zuneigung, er ist einer von ihnen. Das bin ich doch auch. Nicht besser, nicht schlechter...

Franz trinkt und lacht und schlägt voller Zustimmung über eine Bemerkung Achsmann auf die Schulter.

Ja, ich bin einverstanden, merkt ihr denn nichts?

Der Vater, Achsmann, Markwirth blicken zweifelnd zu ihm.

Nein, ich bin nicht betrunken, seht her...ich hebe das Glas, trinke auf euch, Alkohol macht mir nichts aus, vertrag soviel wie ihr...Ich habe Fehler gemacht, all mein Denken war so unerheblich und hat mich nur ins Abseits gebracht, ich war verschlossen und wollte besonders sein. Vorbei. Nicht mehr wahr. Ich will normal sein und meine Pflicht erfüllen...mit euch und für euch leben...meinen Bruder und meinen Vater lieben.

Franz ruft Karl zu sich, gratuliert ihm zum Fuchs, umarmt ihn, gibt ihm zu trinken.

Karl ist einen Augenblick erstaunt, so kennt er den Bruder nicht, dann trinkt er und lacht.

Na bitte, es ist ja so einfach, wenn man nur will. Ich muß nur den ersten Schritt tun, sagt sich Franz, ich muß ihnen allen meine Bereitschaft zeigen, sie merken schon, wer ich wirklich bin und daß ich zu ihnen gehöre.

Franz geht zum Tisch der Treiber, singt den Kehrreim mit und bittet Fendrich um die Gitarre. Das kann er auch.

»Der Herr Franz singt jetzt eigenhändig!« ruft Fendrich und man klatscht. Franz verneigt sich. Schraubt an den Saitenspannern. Wie dumm, gleich werden sie wieder denken, die Gitarre sei ihm nicht sauber genug gestimmt. Er läßt es, schrammt einige Akkorde und singt, singt laut:

»Mein Lieschen trägt keine Hosen...« Er hat viel zu hoch angesetzt, es waren auch nicht alle ruhig, jetzt hat er die richtige Stimmlage, jetzt fängt er erst richtig an: »Mein Lieschen trägt keine Hosen«, ein lustiges Liedchen, er hat es vor einer Woche auf einer Party gehört, »schon seit dem ersten April«, todsicher wird die Pointe ankommen, »weil sie unter der grenzenlosen«, jetzt kommts, »Hitze nicht leiden will.« Was ist?

Sie begreifen nicht. Sie sitzen nur da und glotzen. Der Herr Franz hat gesungen. Aber was?

Franz legt die Gitarre Fendrich in den Schoß. Die Frau neben Fendrich unterdrückt ein Prusten. Betroffenes Schweigen.

Ein nettes Lied. Warum lachen sie nicht, warum machen sie nicht weiter, danken mir im Rundgesang? Ich bin betrunken, sagt sich Franz, ich bin so betrunken, daß ich nicht einmal merke, wie sie schmunzeln über meinen kleinen Beitrag. Nein, sie schmunzeln nicht. Es ist nur grenzenlos peinlich. Ich habe nicht gut gesungen, an dem Lied kann es nicht liegen, was haben wir neulich gelacht darüber... So schlecht habe ich doch gar nicht gesungen... Was haben sie denn nur... Ich tu so, als müßte ich auf die Toilette... Nur nichts anmerken lassen... nicht zum Vater blicken... Ich gehe ganz normal zur Toilette, als wenn nichts gewesen wäre. Aber es war doch auch nichts! Jetzt klatschen einige. Höflich manierlich. Das ist kein Beifall.

Womit habe ich sie nur so erschreckt?

Gott sei Dank, die Ziehharmonika spielt wieder. Wenigstens einer fängt mit dem Rundgesang an: »Das hat der Herr Franz fein gemacht...«, und langsam kommen Stimmen dazu, »fein gemacht.«

Dann hat er es geschafft. Er ist im Flur, er kann wieder den Kopf heben, hier ist niemand, hinter ihm singen sie, »drum wird er auch nicht ausgelacht«, er tritt vor den Ochsen, wo zwei Frauen die Kadaver in einen Kastenwagen verstaun, »aus-ge-lacht«, schallt es ihm nach, und er beginnt zu laufen.

### *Eine Liebesgeschichte*

Johanna war längst müde geworden, glücklich zu leben. Sie hatte sich im teuersten Hotel des Kurortes einquartiert, in der Hoffnung, daß dies und die langen Tage der als vornehm geltenden Vorsaison eine ihr weiteres Leben entscheidende Begegnung herbeizuführen erleichtern würden. Es mußte doch möglich sein, ihre Zukunft mit ein wenig Bequemlichkeit an der Seite eines gefälligen Mannes auszu-polstern.

Ach, diese Mühe die es kostet seine Lage zu verbessern. Die Tage waren vertan. Die Hotelgäste wechselten gelangweilt die Säle und begnügten sich damit, die Zeit totzuschlagen. Der täglich neu in der Halle angeschlagene Veranstaltungskalender vertiefte die herrschende Langeweile. Desillusioniert erwartete sie das Ende, die Abrechnung des netten Zimmers mit Bad und Blick auf den als grünen Salon im Prospekt ausgewiesenen Baumbestand des von warmen Wassern durchdrungenen Ortes, mit der vorab leichtsinnig gebuchten Vollverpflegung.

An der Rezeption druckste der Angestellte ein Ansinnen heraus. Ob sie, da ohnehin nur noch eine Nacht verbliebe, einverstanden sei, in ein anderes Zimmer zu wechseln; man erwarte einen Schock Kongreßteilnehmer, und der Veranstalter beharrte auf Zimmern mit Bad, wovon eben nicht genügend zur Verfügung ständen. Johanna war zu müde, die lästige Umquartierung zurückzuweisen. Gutmütig lächelnd stellte er ihr einen Preisnachlaß, als für das Hotel selbstverständlich, in Aussicht.

Da erschrak sie doch. Was stimmte denn nicht an ihr? Sah sie etwa nach Preisnachlaß aus!

Mehr über sich beunruhigt, als über die Zumutung empört, verließ sie schnell das Hotel und suchte im Kurviertel Fassung.

Vorboten einer langen Nacht: Croupiers strebten dem Casino zu. In ihren morschen Roben nisteten die endgültig-

gen Momente des Ruins; nur das abgessene Tuch an ihren Hosen glänzte wie bare Münze. Einer warf Johanna nach einem tastenden einen sehnsüchtigen Blick zu. Nun also.

Sie schlenderte ziellos dahin und überdeckte das Nichts, das sie um und in sich spürte, mit den Bildern die sich ihr aufdrängten. In den Schaufenstern blühten neben Juwelen Maiglöckchen, da lagen Tannen und strömenden Brunnen nachgebildete Andenken, lila Handschuhe, Pralinen, Wanderstöcke. Im Theaterschaukasten wiesen auf Bildern die Darsteller vergnügliche Höhepunkte nach, und die auf bunten Plakaten annoncierten Entertainer kündeten von der redlichen Anstrengung der Bäder- und Kurverwaltung, ärztlich verordneter Ablenkung zu genügen. Termintafeln ordneten den Abmarsch zum Terrain-Kurweg mit der milden Steigung für den Rehabilitanden, den Beginn des Kurkonzerts, und den Einlaß zum Abendgespräch.

Ein Trupp ausgelaugter Bergarbeiter unter Führung verlief sich an ihr vorbei in den grünen, akkurat mit Stiefmütterchen umsäumten Grüften.

Vom Kurhaus kam heitere Musik. Sogleich setzte Johanna ihre Füße in die Richtung.

Unter dem Muscheldach ging das auf der Anzeigetafel des Pavillons bezeichnete Stück gerade zu Ende. Von den Gartenstühlen und Bänken rauschte Beifall zum Dirigenten auf, der sich korrekt verbeugte, dann verschwand. Doch blieb Erwartung. Johanna suchte sich einen Stuhl und im alleingelassenen Orchester einen Menschen aus, um ihn die Pause über zu betrachten. Da oben sitzen und die Geige streichen, wär das ein Leben?

Die Musikanten starrten in die Menge, die Menge starrte auf die Musikanten.

Der Dirigent kam, man rührte die Hände, Verbeugung, der Taktstock sauste herab, und prompt ertönte Musik. Solweigs Lied. Wie schön. Johanna bog den Kopf zurück und lauschte.

Artige Stunde des Parks. Solveigs Lied wehte zwischen den Stühlen, auf denen Kranke auf ein balneologisches Wunder hofften, Schwindler eine günstige Gelegenheit erwarteten, Einheimische über ein mögliches Geschäft grübelten, Kongreßteilnehmer sich von einem Vortrag erholten, Spieler ihre Einsätze planten, Alleinstehende sich nach einem Partner sehnten, Durchreisende ihre Brote aßen, Rentner träumten, und Johanna sich von wehmütigen Empfindungen durchschauern ließ, während im geharkten Kies Privatversicherte mit Anstand dahinschlurften und hörten und schauten, die Lippen noch weich und hängend vom lauen Quell.

Johanna gab sich einen Ruck und ging.

Zwischen den Kolonnaden drängelten sich die Kurgäste und eroberten die Terrassen.

In welches Gesicht Johanna auch blickte, es sprach nur von der Sehnsucht nach Kaffee und Kuchen. Hinweg.

Abends sehr einsam am Tisch im Hotel. Ein irgendwie altes Menü. Sie tupfte die Gabel in blasse grüne, rote und weiße Häufchen. Die Suppe gab ihr einige Löffel Wärme.

Unter den Neuankömmlingen blickte ein rotgesichtiger Mann auffällig zu ihr. Mein Gott, der letzte Abend! Sie senkte die Augen vor seinen Blicken, legte den Löffel ab, fuhr aufs Zimmer; es war eine Kammer im obersten Stock, nebenan wohnte gewiß Personal, egal, sie erfrischte sich, gipfelte den bislang im Karton eingesperrten Hut ins Haar, und nutzte die Treppe zum langsamen Abgang in die Halle. Der untersetzte Rote studierte den Veranstaltungskalender, trat, wie vom reichhaltigen Angebot überrascht, einen Schritt zurück und ihr in den Weg. Pardon! Und öffnete mit großer Verbeugung die Passage. Johanna lächelte. Wandte von der Rezeption, als sie den Schlüssel übergab, den Kopf und nickte dem ihr Nachstarrenden freundlich zu. Vor dem Portal spielte sie mit den Richtungen, ganz müßige Dame: Wohin in dem Kaff?, schon gewiß, ihn im Rücken zu haben.

Sie schlenderte zwischen Botanischem und Brückchen. Der Rote knirschte im Kies ihr nach. Sie starrte ins Wasser. Da spiegelte sich der Mond. Ihr letzter Abend. Nun komm schon!

Der Mann hatte doch tatsächlich ein Stückchen Brot in der Tasche. Träge schnappten die Forellen. Wie süß! Das fand er nicht nur auch, sondern wußte: Große Wanderung vom Eismeer in die Oos, flinke Sprünge über Staustufen hinweg, Laichplatz zur Weihnachtszeit, und dann im Mai: Müllerin oder blau, kanadisch vom Grill oder unkenntlich auf Pekinger Art, *Salmo trutta*, germanisches Stammwort gesprenkelt, durch die Einführung der langweiligen Regenbogenforelle aus den Staaten brach alte europäische Fischkultur. Sie, die fiese Entwicklung zu Füßen, scherzte, ob er gar Züchter sei, so ungeheuer seine Kenntnisse. Gutmütiges Verneinen, dann gewichtige Vorstellung. Sie nannte auch ihren Vornamen, sollte er doch Mut fassen.

Vor der Deutschen Bank hielt er endlich ihren Arm. Fest. Bei Whisky im Maxim sein Leben. Besser hätte sie es nicht treffen können. Prokurist einer überschaubaren Unternehmung im Revier. Strapazierfähige Kunststoffbeschichtungen. Kein Panzer kriegt da einen Kratzer rein. Eine besonders pflegeleichte Sorte, die auf Küchenmöbeln Verwendung findet, hatte er sogar erfunden. Daher sein Aufenthalt hier. Kongreß der Hersteller, Thema: Die Küche der Zukunft.

Seine Frau? Wie das so geht mit den Jahren. Ja, sie verstehe das. Er schmolz. Umfaßte schon ihre Schulter. Und Sie, Johanna? Sie gabs ihm: Selige Kindheit in Pommern, Vermögen die keiner mehr kennt, schuldlos geschieden, kinderlos, das letzte Warentermingeschäft, Zucker, verschlankt das einst so sichere Konto in Campione, jetzt ziellos auf Reisen, weiß nicht wohin, Weltende.

Er sagte Johanna wie ein Sieger und Du.

Sie zeigte ihm, Alkohol macht sie übermütig, Küßchen. Bernhard, hauchte sie in sein rotes Ohr.

Im Bett – es war im Zimmer aus dem man sie vertrieben hatte – überraschte er durch Kraft und Überlegung. Sein rotes Gesicht leuchtete. Sie würde sich schon daran gewöhnen.

Sie lag neben dem Schlafenden. Der hatte den Mund leicht offen, atmete gleichmäßig, sah friedsam, satt, eigentlich glücklich aus. Sie summte leise vor sich hin, immer die gleichen Takte, Solveigs Lied, nicht sehr musikalisch, unermüdlich, befriedigt. In halb undeutlichen, jedenfalls nicht unangenehmen Gedanken, dachte sie an die Zukunft.

Die Wohnung, die er ihr in Essen einrichtete, besuchte er anfangs täglich. Pendelte sich dann zweimal in der Woche ein. Er gab dafür Skat und Kegeln auf. Im Frühsommer wollte er mit ihr wieder nach Baden-Baden, doch sie wollte ans Meer.

Sie konnte von dem, was er ihr monatlich gab, dreihundert Mark zur Sparkasse tragen.

Nach zwei Jahren liebte sie ihn.

### *Hosenanzüge*

Das ist immer so wenn einer tot ist, dann will man ihn ersetzen und fängt an zu dichten. Jeder will sie gekannt haben und genau wissen woran sie nun letzten Endes gestorben ist und Kummer soll sie gehabt haben und mit einem Kerl aus dem Block was. Ich auf jeden Fall bin immer noch dafür, daß nicht alles breitgeredet werden muß und es gibt gewisse Dinge, die gehören nun einmal nur ins Schlafzimmer und weil diese meine Einstellung bekannt ist, war Frau Löffinger eine gute Freundin von mir, die mir alles anvertraut hat, sonst wüßte ich ja auch nicht wie das wirklich gewesen ist. Im Grunde hat es nur damit zu tun, daß Helga – ich sagte immer Helga zu ihr weil sie doch viel jünger war – so gerne Hosenanzüge trug. In der Zeitung haben sie geschrieben: Gottes unerklärlicher Ratschluß hat sie von uns genommen! Jetzt machen sie Gott für die Hosenanzüge verantwortlich, mit Gott aber hat es diesmal gar nichts zu tun, die Leiden von der Helga sind nämlich so gekommen... Wir sind ja hier nicht gerade eine große Gemeinde. Wenn also einer neu zukommt, dann ist der schnell durch mit dem Woher und was macht der. Wenn da der Möbelwagen steht, dann sieht man an den Sachen ja schon wer das ist. Kommt ja ziemlich Gelichter nach hier, seitdem wir den Block haben für sozial Schwache. Die können ja oft nicht dafür, aber immer soviel Kinder und die Weiber fangens Likörtrinken an sobald ihre Kerle die Klinke hinter sich zumachen. Als die Löffingers einzogen, da sah man gleich an den Möbeln, die waren was. Das Haus ist ja man auch nur Leichtfertiggbau, aber Schwimmbecken doch und Rasen wo wir das Gemüse haben. Er fuhr ja auch einen schicken Wagen, Firmenwagen – aber nicht mit Reklame dran –, weil er auch viel auf Dienstreise war, aber nicht als Vertreter, richtig auf wichtiger Ebene, immer Verhandlungen führen und mit Filialleitern zum Essen gehen. Er sah ja auch schon nach was aus, allein von der

Figur, stattlich, mit einem gepflegten Bart, und über der Stirn waren die Haare schon weg und doch so jung noch. Zwei Buben hatten sie, süß sag ich nur, wie kleine Prinzen. Und das hier auf dem Dorf. Da hat man sich am Anfang dran gestoßen. Also, ich muß schon sagen, bißchen auffällig und überetepetete waren die allerdings auch angezogen, wenn man dran denkt wie unsre Jungs rumlaufen. Sie kamen eben aus Essen aus einer vornehmen Gegend und waren das so gewohnt, was will man da machen. Die Helga war eine gutaussehende, das kann man schon sagen, und immer schick gekleidete richtig elegante Erscheinung. War auch immer geschminkt, die Augenbrauen ausgezupft hatte sie und die Lippen so dick und vorgewölbt, ein richtiges Kußmündchen, das gab ihr einen lustigen Ausdruck. Und immer im Hosenanzug. Also immer andere, natürlich, aus Gabardine und Kord, Samt und Synthetic, in allen Farben, mal schlicht, mal raffiniert, mit Aufschlägen und ohne, mal passende Weste dazu, dann wieder nicht und nur mit Schal, aber immer wie angegossen. Hosenanzüge waren ihre ganze Leidenschaft. Wie sie so gewirkt hat, das sieht man auch daran, wie unsre Männer sich nicht getraut haben bei ihr. Wenns hoch hergeht, Schützenfest sag ich nur, da nehmen die sich schon mal was raus, ist ja auch nur einmal im Jahr. Aber bei der Helga, da haben sie ihre Pfoten nicht dranzulegen gewagt, so eine adrette Person war sie und ne Figur wie aus der Modezeitschrift. Da sind die Männer dann schüchtern, kriegen Bibbern in die Kehle wo sie sonst das große Wort führen und die Traute ist weg. Meiner ist genauso...Für die Helga war ja hier niemand so als Freundin geeignet. Nicht weil sie sich als was Besseres gefühlt hätte oder so, gar nicht wahr, sie hatte schlichte Ansichten und war liebenswürdig. Es war der Geschmack! Sonst war die ganz normal, es trennte sie nur der Geschmack von den andern. Wie man sich anzieht und wie man wohnt, was schön ist und was nicht. Der eine hats und der andere nicht. Helga hat nur für das Schöne gelebt. Ich kann das

beurteilen, ich war in ihrem Haus, mir hat sie sich anvertraut. Und ist lauter Neid und Rachsucht wenn sie bei Schickinger jetzt tratschen, sie hätte die Nase oben gehabt und sei zu stolz gewesen. Bei Schickinger haben wir uns auch zuerst gesehen, die Helga und ich. Gibt ja auch nur den Laden noch und wenn der alte Schickinger stirbt sind wir ganz ohne... Ich sagte zu ihr, Sie haben aber einen schicken Hosenanzug an, in unserer Gegend haben Sie den aber gewiß nicht gekauft? Und gleich kamen wir ins Gespräch und sie hat mir auch das Geschäft in Essen genannt, wo sie den Hosenanzug her hatte. Sie hat mich dann sofort eingeladen, wir haben Kaffee getrunken und sie hat mir aus Essen erzählt und daß ihr Mann gut verdient und daß es eine Liebesheirat war. Ich hätte sie ja auch in unser Haus eingeladen, aber mein Mann, der kommt hier aus dem Dorf, der hat ein Zeitgefühl, also ich wär achtzig geworden wenn ich auf dem seinen Heiratsantrag gewartet hätte. Ich will damit sagen, die Leute hier, die halten das für unanständig wenn man sich gleich einlädt und intim wird. Nach einem Jahr, gut, aber vorher müssen die Zugezogenen durch die Kneipenschule gehen und wenn sie dann oft genug unsre Männer ausgehalten und gemeinsam an die Friedhofsmauer gepinkelt haben, dann wird man langsam warm. Ich sag, jede Gegend hat ihre Kultur und da schlägt ein fremder Baum nicht gleich Wurzeln... Die Helga hat ihr Heim genauso gepflegt eingerichtet wie sie selbst war und die Kinder. Was die Gardinen angeht, die Teppiche, die Sitzgruppe, alles ganz modern, da konnte hier im Dorf keiner mithalten. Und der Mann hatte ein eigenes Arbeitszimmer mit Schreibtisch. Was ja schade war, weil er so oft weg war, manchmal auch übers Wochenende. Helga war für das Schöne. Die lebte dafür. Ihre Kinder spielten immer allein. Einmal hab ich meinen Sohn mitgenommen, da hat er eins ein bißchen angefaßt, das ging nicht gut. Ihre Kinder waren so sanft und wie sie so spielten auf dem Teppich im Wohnzimmer, wenn ich da war, immer brav. Und die

Helga hatte ein inniges Verhältnis zu den beiden. Wenn ihr Mann dann kam, da freute sie sich immer drauf, dann fuhren sie, weil sie doch so lange allein war, in die Stadt und sie durfte sich einen neuen Hosenanzug aussuchen. Ich kenn ja ihren Kleiderschrank! Dafür hatte sie aber auch kaum ein Kleid. Ich bin ganz wild auf Hosenanzüge, sagte sie, ich fühl mich freier in Hosenanzügen. Bei uns trägt keine Frau Hosenanzüge, das paßt ja auch gar nicht zur Arbeit. Aber Helga mußte ja auch nur die Kinder versorgen, nicht mal einen Garten haben sie gehabt. Und zweimal am Tag ging sie zu Schickinger und wenn die Sonne schien mit den Kindern raus zum Kanal runter und wieder zurück. Warum nicht, wenn der Mann genug Geld bringt und keine Kuh im Stall ist und man nicht aufs Feld muß...Eines Tages sagt sie zu mir: Frau Holzer, ich bin schwanger. Und macht son komisches Gesicht. Ja, Helga, sag ich, freun Sie sich denn nicht? Nein, sagt sie. Also, was Sie jetzt denken, war nicht, hab ich nämlich auch zuerst gedacht. Aber von wegen. Sie wollte einfach nicht, sie wollte nicht im Mai und Juni und Juli mit dem dicken Bauch rumlaufen müssen. Es ging nicht um Moral und nicht um Geld, es ging ihr um die Figur und weil ihr die Hosenanzüge dann nicht mehr gepaßt hätten. Und wer weiß denn schon, ob man nach dem dritten Kind die Figur wiederkriegt. Da gibts keine Garantie drauf ob die Bauchdecke noch stramm ist und die Brust noch die Form hat. Das waren ihre Sorgen. Ich hab ihr gesagt: Helga, wer so hübsch ist wie Sie, der bleibt so. Nicht um ihr Mut zu machen, sondern weil das auch meine Meinung war. Vielleicht wirds diesmal ein Mädchen, hab ich gesagt, das würde Ihren Mann doch auch freuen. Nein, hat sie gesagt, bei meinem Mann im Büro sind die Mädchen so schick, so muß ich auch sein. Ich hab das nicht mal weiter ernst genommen, solche Gedanken hat jede Frau mal wenn sie älter wird und der Mann guckt ganz stumpf und hat keine verliebten Augen mehr wenn man sich auszieht... Jetzt beginnt die

Geschichte mit ihrem tödlichen Verlauf! Eines Tages treffe ich ihren Mann bei Schickinger einkaufen. Nanu, sag ich, wo ist denn die Gattin? Und er sagt, Helga ist krank, sie liegt im Bett. Weil ich doch wußte, daß sie schwanger war, mach ich mir gleich Sorgen und frag ganz leise: Ist was passiert? Aber nein, sagt er, sie fühlt sich nur nicht gut, in ein paar Tagen ist das vorbei. Trotzdem bin ich nichts wie hin, sie besuchen. Da lag sie ganz fröhlich aufm Sofa und war gar nichts Besonderes. Da bin ich aber froh, daß nichts Ernstes ist, Helga, hab ich gesagt. Frau Holzer, sagt sie, ich hab das Kind wegmachen lassen. Na fein, dachte ich, sie war in Amsterdam oder in Ostberlin in einer piekfeinen Klinik und jetzt ruht sie sich aus, Geld spielt ja keine Rolle, die haben es ja. Aber denkste! Ihre Schwägerin, erzählte sie mir, die hatte auch mal sowas, die hat ihr eine Adresse in Essen empfohlen. Wenn man Geld hat, dann kann man das auch bei uns, sagte ich mir, soll mir egal sein. Ich kümmerte mich weiter um mein Leben und dachte an nichts mehr, denn das ist ja kein Thema zum Nachdenken bei uns wo man nichts wegmacht und nur alles schnell ans Leben zieht, ob das Tier oder Mensch ist, das kann man innen Stall tun oder als Mensch kann der ja bald mithelfen... Nach einer Woche hatte ich die Helga immer noch nicht gesehen, und ich fragte bei Schickinger: Wo ist denn Frau Löffinger? Nicht da gewesen, nicht gesehen. Na, ich hin. Da lag die nicht mehr auf dem Sofa, da war sie im Bett und die Vorhänge waren vor und der Mann hatte die Kinder weggebracht zur Schwägerin nach Essen. Und die Helga sah ganz blaß aus, richtig krank. Was haben wir denn, Helga, hab ich gesagt, ich ruf mal Dr. Sterz an. Unser Arzt hier. Nein bloß nicht, sagt sie, ich schäm mich. Und Sie müssen mir versprechen, Frau Holzer, daß Sie keinem was sagen was ich gemacht habe. Ich dachte mir nichts und schwör um sie zu beruhigen und mach ihr ne heiße Brühe, weil sie ganz schwach war. Ich weiß nicht, wie ich das weitererzählen soll, denn jetzt wirts eklig... Sie hat mir gesagt,

was sie da bei der Adresse in Essen mit ihr gemacht haben. Da war ne richtige Engelmacherin am Werk. Die hat die Fruchtblase angestochen und einen Schlauch eingeführt für den Abfluß. Damit das Angestochene ausfließen kann. Aber floß nicht wie man sich das vorgestellt hat, sondern wurde ne Entzündung. Das Röhrchen steckte im Muttermund drin, damit der sich nicht schließen kann. Und da tat es weh und war eitrig geworden. Helga, hab ich gesagt, Sie können sich vergiften! Nein, hat sie gesagt, meine Schwägerin war da auch, die hat da gute Erfahrungen gemacht und sauber ist da alles auch gewesen und das Instrument womit sie gepiekt haben war auch steril. Helga, hab ich gesagt, warum sind Sie nicht in eine Klinik gegangen, nach Amsterdam oder nach drüben? Da hat sie gesagt, daß es nur zweihundert Mark gekostet hat und daß das Fruchtwasser auch schon raus ist und jetzt bestimmt der Rest rauskommt. Daher wärn auch die Schmerzen und in drei Tagen sei alles überstanden. Allein die Vorstellung, immer nen Schlauch im Bauch, mir wurde ganz anders. Helga, sag ich, was sagt denn Ihr Mann dazu? Denn wenn ich mir vorstelle, mein Mann!, und ich mit solcher Installation! Der würde aber... Mein Mann sagt auch, das dauert nur ein paar Tage, hat sie gesagt. Was sollte ich da machen? Auf jeden Fall bin ich immer hingegangen und hab der Helga geholfen, sie konnte ja kaum noch aufstehen. Ich hab ihr was gekocht und ein bißchen saubergemacht, so als Freundin versteht sich, ich bin ja keine Reinemachefrau, das hätte mein Mann auch gar nicht zugelassen. Aber sagen konnte ich nichts, ich hatte ihrs geschworen. Sollte ich einfach Dr. Sterz anrufen? Das habe ich dann gemacht, von der Telefonzelle, ohne Namen zu sagen hab ich gefragt, was kann man da machen, wenn ein Rohr im Muttermund ist und ich glaube, da hat sich was entzündet? Wer spricht da, hat der Doktor gefragt und wollte alles wissen. Da hab ich aufgehängt. Das war eine schreckliche Zeit für mich. Man fühlt sich ja verantwortlich. Aber wenn ein Schwur dazwi-

schensteht? Das war das Problem. Meinen Mann einweihen? Der hätte gleich die Feuerwehr alarmiert, also bildlich gesagt. Helga hätte mir das auch nie verziehen. Deswegen hat man ja eine Freundin, daß man ihr erzählen kann was man nicht in die Öffentlichkeit will. Ein Skandal ist immer erst, wenn man darüber spricht. An einem Sonntag habe ich mir den Herrn Löffinger gekauft. Der mußte doch was unternehmen. So geht das doch nicht weiter, habe ich gesagt, wir müssen Dr. Sterz kommen lassen. Das wollte er aber nicht. Ganz schüchtern war der Herr Löffinger, gar nicht wie ein richtiger Mann. Und aufgeregt war er und hat nur geflüstert. Frau Holzer, sagte er nur, ich bin ruiniert wenn das raus kommt. Und hat mich beruhigt, er würde einen Arzt besorgen von woanders, damit nichts rauskommt und nicht geredet werden kann. Hauptsache schnell einen Arzt, habe ich gesagt und war beruhigt. Zwei Tage später war die Helga noch schlimmer dran als sonst. Ich nehm ihr das Fieber: Einundvierzig, da ist mancher schon nicht mehr dabei. Ich telefonier mit Herrn Löffinger, kommen Sie sofort, die Helga hat einundvierzig, ich ruf jetzt den Krankenwagen. Nein, nein, hat er gesagt, ich bin schon unterwegs, ich bring sie selbst ins Krankenhaus. Eine halbe Stunde später war er da. Die Helga war gar nicht mehr bei Besinnung. Wir haben sie hinten in sein Auto gelegt und weg war er. Ein Stein fiel mir vom Herzen. Jetzt kam sie zu richtigen Ärzten. Richtig befreit war ich. Sie können meinen Mann fragen. Obwohl der von nichts wußte, weil ichs ja versprochen hatte. Was ist denn mit dir los? hat er gefragt. So froh war ich, daß die Last von mir war. Und dann, mitten in der Nacht, geht die Türklingel. Das will schon was heißen bei uns, mitten in der Nacht die Klingel! Draußen steht der Herr Löffinger, aufgeregt und ganz fröhlich. Stellen Sie sich vor, Frau Holzer, der Arzt vom Dienst war ein Perser, welch ein Glück! Ich versteh das erst gar nicht. Der Herr Löffinger hatte gar nicht gesagt was war, kein Wort von dem Schlauch und von der Entzündung. Der hat nur gesagt, die Helga hat

hohes Fieber. Der wollte nur, daß nichts rauskommt. So ein Perser mit seinem Deutsch und ohne viele Fragen war ihm gerade recht. Haben Sie denn nichts gesagt, Herr Löffinger, frag ich. Die stellen das schon fest, hat er gesagt, das sind ja Experten, der hat einen guten Eindruck gemacht, der Perser. Aber die Entzündung, sag ich, wenn das ne Vergiftung ist, dann können die Nieren versagen...Aber Frau Holzer, sagt er, verstehen Sie doch, das sagt die Helga doch, daß sie glaubt sie hat eine Fehlgeburt und dann denken die Ärzte, das kommt vom Fieber und alles wird ordentlich gemacht und ist legal. Aber der Schlauch, sag ich, das merken die doch! Den haben wir doch rausgerissen, sagt er. Wenn das nur gutgeht, hab ich noch gesagt. Ich bin richtig erlöst, hat er gesagt und ist zufrieden weg. Wie es dann weiterging, weiß ich ja nicht. Aber Gottes unerklärlicher Ratschluß?... Der Arzt hat dann wohl gegen das Fieber was getan, so stell ich mir das vor, und die Helga hat die Besinnung gar nicht mehr wiedererlangt, den Tag hat sie nicht mehr erlebt. Die Beerdigung war auch sehr schnell, keine drei Tage danach. Das ganze Dorf ist mitgegangen. So eine junge Frau, das hat alle ergriffen. Der Herr Löffinger ist in der gleichen Woche noch ausgezogen. Ich hab ihn gar nicht mehr gesehen. Dann ist hier das Gerede losgegangen. Noch heute stehen sie bei Schickinger und reden sich die Lungen warm. Ne hohe Lebensversicherung soll sie gehabt haben und mit einem Kerl was aus dem Block. Sonst sagt man ja immer was Gutes über die Toten, aber wenn sich der Tod nicht erklären läßt, fangen die Gerüchte an. Und der Herr Löffinger, wird gemunkelt, hat ne Geliebte gehabt und die Helga ist aus Kummer gestorben. Wenn die wüßten ... Als sie tot war, da galt ja mein Schwur nicht mehr und ich hab mich meinem Mann anvertraut. Wenn ich das gehnt hätte, lebte sie noch, hat er gesagt. Das kann man danach leicht sagen. Jetzt ist sie nicht mehr, die Helga, und was weiß ich was der Herr Löffinger mit den ganzen Hosenanzügen gemacht hat. Ob er die aufbewahrt, so zur Erinnerung, was meinen Sie?

*Für eine Feinschmeckerin*

Alle Erotik beruht auf der Überwindung von Hemmungen.  
Wer ohne Hemmungen lebt, ist ein Schwein.

Paul war ganz schön in Bredouille.

Die Kotta hob ihren hübschen Kopf aus der Karte, heftete nachdenklich ihre braunen Augen auf ihn und sagte mit der reizendsten Stimme: »Ich sage Ihnen, Paul: Politik, Philosophie, die Pflege und Kultivierung schöner Ideale und sozialer Utopien, Welt verändern, Karl Marx und so: alles Putendreck!«

Paul sagte höflich: »Nun ja.«

Der Kellner neben ihm schluckte. Die Kotta widmete sich wieder der Speisekarte.

Wie ein Teufel schwärmte und turtelte Paul der Kotta schon über Monate nach. Er hatte unter Benutzung seiner stattlichen Kenntnis des weiblichen Herzens die delikatessten Situationen herbeigeführt, er hatte Autoreifen platzen, ein Flugzeug notlanden und eine Brücke im Hochgebirge einstürzen lassen, er hatte ihr als letzte Verbindung zur Konvention die Zahnbürste und noch Intimeres geraubt. Nichts.

Sie blieb selbst in ihrer größten Hilflosigkeit gleichgültig und sah seine starken Auftritte als Retter in der Not wie selbstverständlichen Service an. Bei der Kotta lags eben nicht an den Hemmungen. Es waren ihre Neigungen, die alles schwierig machten. Zielten ursprünglich Pauls Einfälle und Investitionen auf ihr Vermögen – ein geerbtes Verlagsimperium mit breit gestreuter Lebenshilfeherstellung –, so war mit der Schwierigkeit, es zu erlangen, ein nahezu echtes Interesse an ihrer Person entstanden.

Es schien nur ein Instinkt bei ihr ausgeprägt, der sie lebhaft dazu drängte, die Qualitäten der Welt auf der Zunge zu kosten, und alles deutete darauf hin, daß der Strom ihres Genießens vom Ursprung bis zur Mündung keine Nebenflüsse kannte. Ihre Leidenschaft wurzelte in der Küche, und

die Instrumente ihrer Lust waren ausschließlich Messer und Gabel, denn Suppen mochte sie nicht.

Schön war sie auch noch.

An diesem Abend startete Paul seinen letzten Versuch, die Kotta rumzukriegen. Er hatte viel Energie und seine letzten Euro-Schecks in ein kühnes Projekt gesteckt. Er fühlte sich wie Zwerg Nase, der endlich das rettende Kraut Nießmitlust gefunden hatte. Das Projekt bestand hauptsächlich aus einem kalten Büffet. Er hatte es in einem ehemaligen Hühnerschuppen im von Altrheinarmen durchzogenen Sumpfbereich anrichten lassen. blieb nur noch das Problem, die Kotta dahin zu kriegen, bevor sie ihren Appetit gestillt hatte.

Paul sah mit Sorge, wie die Kotta die Karte studierte. Wenn sie sich aus lauter Verzweiflung entschließen würde, einfach nur Hunger zu verspüren, könnte er einpacken. Er beugte sich vor und sagte eindringlich:

»Wählen Sie vorläufig nur das Entree, liebe Gabriele, ich habe für das Weitere eine Überraschung für Sie.«

Die Kotta zeigte sich nicht erstaunt, mißtrauisch aber gut gelaunt meinte sie: »Was für eine Katastrophe haben Sie vorgesehen, Paul: stürzt die Decke ein, oder erschießen Sie den Koch?«

Paul lächelte, wie er meinte, verschmitzt.

»Dann versuch ich mal die Trüffel. Können Sie raten?« fragte die Kotta den Kellner, dessen Kehlkopf in der artigen Verbeugung vor Verlegenheit hüpfte.

Paul wählte einen Champagner, der nicht zu auffällig unter den preiswerteren aufgeführt war, und für sich Forelle in Meerrettichsud.

Der Kellner floh. Im Hintergrund veranstaltete die Geschäftsleitung mit dem Personal einen Schnellkurs für die richtige Behandlung der existenzentscheidenden Gäste. Natürlich hatten sie die Kotta längst erkannt und bangten um den Ruf ihres Unternehmens. Eine Bemerkung der Kotta im tonangebenden Journal ›Der Deutsche Fein-

schmecker – das sie der Einfachheit und der Garantie halber, ihre Meinung unverfälscht äußern zu können, jüngst in ihren Besitz gebracht hatte –, konnte ungehemmtes wirtschaftliches Wachstum, aber auch Ruin bedeuten. Ein Hilfskoch strebte mit Köcher durchs Lokal auf das Fischbecken am Eingang zu.

»Wie konnten Sie nur«, sagte die Kotta vorwurfsvoll und kehrte dem zu erwartenden Vorgang den Rücken.

»Sie wissen, meine Liebe, ich kenne keine Hemmungen wenn es um ein Vergnügen geht«, sagte Paul und rollte wild die Zunge. Vor diesem Anblick senkte die Kotta sanft ihren Blick.

»Kennen Sie Muränen, Paul?«

Paul hatte nicht das Vergnügen. Die Kotta holte weit aus:

»Was uns heute die Forellen, das waren den alten Römern die Muränen. Sehr gefräßige, gefährliche, überaus wohl-schmeckende aalähnliche Fische. Die Römer hielten sie sich in Becken, wie wir die Forellen. Bei Plinius las ich von einem Römer, der seinen Muränen Sklaven vorwarf.«

»Um sich an dem Anblick zu weiden, wie ich annehme«, unterbrach Paul.

»Nicht nur«, sagte die Kotta spitz, »vielmehr versprach er sich von dieser Futterverwertung noch schmackhaftere Muränen.«

»Und wie schmeckte es Plinius' Feinschmecker?« fragte Paul, der darauf achtete, wie der Hilfskoch einen Ärmel seiner Jacke aufrollte, die Hand ins Becken tauchte, einem Fisch um den Leib griff, ihn über dem Becken schüttelte, als müsse er ihn auswringen, und in den Köcher steckte.

»Von Nachrichten über die Qualität grenzüberschreitender Genüsse sind unsere literarischen Überlieferungen nicht ohne Eigennutz frei«, sagte die Kotta. »Die Erhaltung gewisser Delikatessen ist nur durch ihr Verschweigen gesichert.«

Das war Paul zu stark, schließlich hatte er im Fahrwasser der unermüdlich Delikatessen in den teuersten Lokalen

aufspürenden Kotta, sozusagen als zahlender Laie, eine Menge Zeit und sein gesamtes Kapital verloren, denn ihre vornehme Haltung als prüfende Feinschmeckerinstanz verbot die Spesenabrechnung wie die Einladung von der Geschäftsleitung; zudem bildete sie sich ein, inkognito zu schlemmen.

»Aber meine liebe Gabriele, Ihr Journal, für das Sie sich so aufopfernder Anstrengung unterziehen, lebt doch nicht vom Verschweigen. Da wird unerbittlich in Wort und Bild die Delikatesse gefeiert und die mißlungene Soße so verdonnert, daß dem gerügten Koch als sich selbst abzuschaffen nichts übrigbleibt.«

»Sicher Paul, doch kann man nicht *alle* Genüsse demokratisieren. Die Verfeinerung der Sinne und des Geschmacks haben in unserem politischen System Grenzen. Das Bürgerliche Gesetzbuch setzt der Feinschmeckerei eindeutige Schranken. Nur innerhalb dieses Freiraums setzen wir Kultur und Maßstäbe für die Behandlung von Rohem und Gekochtem. Nichts könnte mir ferner liegen als entfesselte Genußsucht.«

Paul war nicht wenig erschrocken. Sein ganzes Manöver gründete eben auf diese Eigenschaft, von der er sie so durchdrungen wähnte. So sicher, wie man eine Frau nur im Zustand gewisser Erregung erobern kann, so sicher war er, daß sich eine höhere, wenn nicht höchste Erregung bei der Kotta nur beim Essen einstellte, denn die kleinen Seufzer, die sie einige Male bei der Nahrungsaufnahme triebhaft ausgestoßen hatte, gingen über das Maß der Anzeige befriedigter Schlemmerei weit hinaus. Ihre Verführung, da war er sicher, setzte die Aufnahme außergewöhnlicher Leckereien, die den Sinnen schmeichelten und zugleich durch den sanften Reiz wuchernder Säfte den Geschlechtstrieb entflamnten, in anregender Umgebung voraus. Paul, dem es auf diesem Gebiet selten um mehr als sich den Bauch vollschlagen ging, sah sein Projekt gefährdet, und er fühlte sich herausgefordert, auf die erfreulichen Nebenpro-

dukte der Genußsucht hinzuweisen, auf die Entwicklung des Menschengeschlechts, auf Ackerbau und Viehzucht. »Alle Künste begründen sich auf die Bebauung des Landes mit der Hand, und die Ursache aller zivilisatorischer Bestrebungen liegt in der Verfeinerung des Sinnes, den wir mit Befriedigung des Gaumens höchst appetitlich zu bezeichnen pflegen«, sagte Paul in Gewißheit um die gute Aufnahme solcher Sprüche, denn nicht selten hatte er sie im ›Deutschen Feinschmecker‹ wiedergefunden.

Die Kotta aber ließ weiter Skrupel erkennen.

»Denken Sie einmal an die schrecklichen Metamorphosen, die unsere unersättlichen Zungen der Natur aufgezwängt haben, denken Sie nur an die grausame Kunst, den Gänsen eine ungeheure Leber wachsen zu lassen; an die Gefiederwuchs verhindernde Aufzucht der Hähnchen von Wantzenau in Tonbehältern; an das Messer, das in die Eingeweide der Hühner dringt, um sie zu Poularden oder Kapaunen zu verstümmeln; an die ewig betrunkenen Kälber, die vom Bier gemästet hilflos in den Boxen liegen, um uns ein weißes Schnitzel und eine zarte Haxe zu garantieren! All diese Scheußlichkeiten geschehen, um unser Streben nach Leckereien zu befriedigen!«

Die Kotta litt. Welch bestürzte Augen sie machen konnte. Einen Moment zweifelte Paul, ob er nicht doch zur wahren einzigen Liebe fähig war.

Der Champagner kam. Paul hob das Glas auf die schwindende, heile Welt der Bienen, Vögel und Fische, die allen Methoden der Maggi und Knorr, Wimpy, McDonalds und Oetker bislang entkommen waren, und pries Spargel, Kartoffel und Wurzel, die sich dem wütenden Zugriff der im Namen der unersättlichen Zungen wütenden Industrie durch die arterhaltende Flucht ins Erdreich entzogen.

Die Kotta nippte traurig am Glas und schwelgte weiter in Schuld. »Nehmen Sie den Sklavenhandel, Paul. Wir verschacherten die Neger, um ungehinderter einige Leckereien wie Zucker, Bananen, Kaffee genießen zu können.«

Die Kotta war kurz vor den Tränen. Es war nicht das erste Mal, daß Paul erleben mußte, wie sie ihr Gewissen dressierte. Es biß sie wohl hin und wieder, aber Paul war sicher, es küßte sie zugleich. Diese ins Allgemeine ausufernden Selbstvorwürfe eines verwöhnten Gaumens dauerten in der Regel nur bis zur Vorspeise. Wo sie nur blieb?

»Und irgendwann, mein lieber Paul – Sie glauben übrigens gar nicht, wie ich Sie um Ihre unkomplizierte Natur beneide – stellt sich im Leben eines Feinschmeckers die schier unlösbare Frage, ob die Fettleber im Körper eines Erwachsenen oder die von seltenen Weinen durchspülte Niere eines Kenners leckere Sachen sind. Ach, diese Schleckersucht! Denken Sie nur an Lenin.«

An Lenin! Welch merkwürdige Zumutung.

»Er emigrierte in die Schweiz, nur um seiner Liebblingsschokolade näher zu sein. Und Hitler! Die orale Verwöhnung durch die Mutter steigerte sich bei ihm zur oralen Gier. Er inszenierte bei seinen Reden orgastische Fütterungsprozesse, er fütterte die Masse mit Schlagworten, sie ihn mit Hingabe. Eine Umkehrung der frühen Symbiose mit seiner Mutter. Nach jeder Anstrengung stopfte er sich mit süßem, klebrigem Zeug voll und schlief selig ein.«

»Und sein Eroberungstick, seine Volk-ohne-Raum-Strategie waren demnach Folgen eines übersteigerten Appetits?«

»Eben. Hunger. Landhunger!«

Ihre Ergriffenheit ließ keinen Zweifel, daß sie in der Lage war, dies Leiden nachzuempfinden.

Der Kellner servierte die Vorspeise.

Hinter einer Säule äugte der Geschäftsführer angestrengt nach der alles entscheidenden Gesichtsregung der Kotta auf den ersten Bissen.

»Wie ich eben sagte, Paul, Welt verändern und so, das läuft nicht mit Idealen und Ideen...«

»Sie sagten Putendreck, meine Liebe.«

Die Kotta errötete leicht. »Ich sag das häufig, nicht wahr? Entschuldigen Sie. Der Ausdruck ist wenig damenhaft.«

Paul protestierte pflichtschuldig.

Das war die zweite erkennbare Leidenschaft der Kotta, das Wesen der Welt aus den Ausscheidungen der Truthennen zu lesen, und sie war zurückzuführen auf die glücklichen Stunden im väterlichen Geflügelhof, als das Quillen der Substanz zwischen den Zehen dem barfüßigen Kind angenehme Empfindungen bereitet hatte.

Die Kotta durchschnitt eine Trüffel.

»Aber womit sonst, liebe Gabriele, sollen wir das große Loch, das man gemeinhin Seele nennt, stopfen, wenn nicht mit Idealen und dem Gerenne nach ihnen, was immer dem Versuch gleicht einer besseren Welt hinterherzulaufen.«

Paul erwartete eine Antwort aus dem Reservoir der Feinschmeckerei, eine patente Fütterungsanweisung für das Seelenbedürfnis und hoffte so billig als lauterer Moralist dazustehen, doch die Kotta war dabei, mit einer umwerfenden Philosophie aufzutrumphen.

»Mehr als jede Revolution, mehr als jede denkbare Katastrophe würde die Welt durch eine Winzigkeit verändert. Stellen Sie sich nur einmal die geringste Umgestaltung der...« Und die Kotta ließ sie obszön zwischen den Lippen hervorquellen und zeigte noch mit der Gabel drauf. »Stellen Sie sich vor, Paul, unsere Zungen wären verknorpelt, die Papillen abgestumpft, die Geschmacksknospen ohne Empfinden und es sei uns Jacke wie Hose, was sie befördern!«

Sie spießte eine Trüffelhälfte auf, führte sie zum Mund, lagerte den Happen auf der Zunge, lehnte sich befriedigt zurück und blickte Paul erwartungsvoll an, während ihre Zunge mit der Trüffel gefühlvoll den Gaumen massierte.

Paul mußte an sich halten, um nicht blöde zu wiehern.

»Ein schrecklicher Gedanke, liebe Gabriele, denn die Zunge ist der eigentliche Sitz der Kultur, sie ist die Trägerin des Geschmacks, zugleich Organ der Rede und nicht zuletzt...«

»Keine Schweinereien, Paul!«

»Trübe Aussichten«, murmelte Paul resigniert.

»Tja«, machte die Kotta und schluckte zufrieden.

Der Geschäftsführer rannte augenblicklich in die Küche. Man hörte ihn Hurra rufen.

Paul aß mit Appetit – den er sich nicht anmerken ließ – seine Forelle und beobachtete mit wachsender Genugtuung, wie die Kotta ihre Speise kritisch zerlegte. Sie hatte einen Löffel unter den Teller geschoben, daß er schräg stand und die Soße aus getrüffeltem Gänseleberpastete nicht die umbackenen Trüffeln benetzte, für die der Koch höchst, auf der Speisekarte unbescheiden aufgeführte Auszeichnungen erhalten hatte. Akribisch löste sie die dünne Umbackung, deren Einmaligkeit nach Meinung internationaler Feinschmecker die der Trüffel noch übertraf, vom schwarzen Pilz und führte ein Stückchen davon zwischen die Zähne. Gut, daß die Geschäftsleitung noch in der Küche die vermeintlich rosige Zukunft feierte, denn die Verachtung für der Köche Anstrengungen lag so eindeutig in ihren Mundwinkeln wie ein Leckerbissen in Sülze.

Paul legte der Kotta voller Mitgefühl seine Hand auf den vollen weißen Unterarm. Welch eine samtene Haut! Sie kam unter der gebräunten Haut Pauls ganz besonders zur Geltung, so zart und weiß, wie sie nur durch den geregelten Genuß erlesener Speisen rein erhalten werden konnte. Die Kotta ließ das Messer aus ihren zarten Fingern gleiten und lächelte amüsiert. Paul beugte sich weiter über den Tisch zu ihr, versenkte seine Augen in ihren und verstärkte die Streichelbewegungen. Kostbares Wesen, die Kotta!

Ein makelloser Körper, aus den besten Sachen der eßbaren Welt gebildet, Fett und Form, Muskeln und Knochen aus der Verwertung delikatesten Futters entstanden. Eine Lust mußte es sein, nah an diesen Körper zu rücken, diesen Gliedern beizuwohnen, dieses Fleisch mit dem Mund, der Zunge, gar den Zähnen zu berühren.

»Nun kommen Sie doch endlich mal mit Ihrer Überraschung raus, Paul.«

Genau. Darum gings. Paul mußte endlich zum Zuge kommen. Er begann mit einer Enthüllung:

»Sie wissen, meine Liebe, ich bin kein Feinschmecker.«

»Ach Paulchen«, sagte die Kotta schmeichelnd, aber doch so, daß es ungewiß blieb, ob sie ihm das innerlich vorwarf und als Mangel empfand, der sie letzten Endes immer zurückgehalten hatte, sich den mehr oder weniger geschickt arrangierten, doch immer delikaten Situationen anzupassen und dem Veranstalter hinzugeben.

»Ich hatte einfach keinen Sinn dafür«, klagte Paul und setzte vorsichtig den ersten Baustein für ein sorgenfreies Leben: »bis gestern!«

»Paul«, rief sie aus, dann »Paule«, dann mit einem unverkennbaren Schimmer von Hoffnung in der Stimme: »Paulchen!«

Es war wie bei der Rückkehr des verlorenen Sohns als er vor der Schwelle stand. Paul mußte nur noch hinüber.

»Ich kam von einem unbefriedigenden Abendessen aus Straßburg und war auf der Suche nach einem Lokal, um wenigstens noch eine Kleinigkeit zu essen, irgendeine schmackhafte Winzigkeit, um nicht mit diesem unangenehmen Gefühl eines wenn auch eingebildeten Ernährungsmangels ins Bett gehen zu müssen.«

Die Vorrede war gut. Die Kotta nickte lebhaft, diese Zustände kannte sie. Sie pulte eine Trüffel aus der Kruste und verschlang sie hastig. Paul schob seinen Teller zur Seite und beugte sich der Kotta näher zu.

»Da erblickte ich unten in der Rheinebene eine von Autocheinwerfern angestrahlte Scheune. Eine Fachwerkarbeit, davor ein provisorisches Gerüst aus Brettern, Wagenhebern und Klappstühlen, auf dem Damen und Herren in großer Garderobe standen oder saßen und mit dem Schlüsselbund, mit anderen Geräten aus zufälligem Hosen- und Handtascheninhalt oder einfach mit den Fingern versuchten, ein

Loch zwischen die Balken in den Lehm oder Mörtel der Wand zu kratzen und zu stoßen.«

Die Kotta zerquetschte aufgeregt einen Trüffel in der Soße. Paul gönnte sich einen Schluck Champagner.

»Es war still bis auf das Kratzen und Stoßen an der Wand und bis auf ein grummelndes Geräusch, wie von einem leise arbeitenden Kühlaggregat oder wiederkäuenden Kühen, das aus dem Innern der Scheune kam. Niemand sprach. Die Herrschaft trieb eine starke Sehnsucht hinter die Wand.«

Paul machte immer längere Pausen und ließ die Worte bröckeln, als stände er noch ganz unter dem Eindruck des Erlebten.

»Ein eigenartig süßsaurer Geruch faulte in der Nacht. Wie gebannt, genoß ich doch mit allen Sinnen. Ein magischer Zauber zog mich zu der Scheune hin. Ich fand eine Tür, brach sie auf – es ist mir nachträglich unerklärlich woher ich die Kraft nahm – und sah über mir in dem diffusen durch die Ritzen eindringenden Scheinwerferlicht verblüffend viele Damen und Herren, gekleidet wie die an der Außenwand kratzenden, aber alle barfuß, im Gebälk klettern und liegen und sitzen. Der Untergrund war irgendwie morastig, gab zumindest nach. Ich zog mir Schuhe und Strümpfe aus und tappte weiter ins Innere. Meine Füße versanken in einer weichen warmen glitschigen Masse, ich weiß nicht was es war, es war sehr angenehm, es erinnerte an, an...« Paul zierte sich.

Die Kotta schluckte trocken und hauchte tonlos: »Putendreck?«

Paul hatte auch daran gedacht, aber obwohl er drei Geflügelzuchtvereine kontaktiert hatte, war es ihm nicht gelungen, dieses für das Gefühlsleben der Kotta so entscheidende Material in der notwendigen Menge aufzutreiben, so daß er zusätzlich aus einem Entengehege hatte anfahren lassen. Die schwächste Stelle seines Projekts.

So gab er sich denn vorsichtig: »Möglich. Auf jeden Fall edlen Geflügels Dung.« Er versuchte seinen Augen einen schwärmerischen Ausdruck zu geben.

»Weiter«, fieberte die Kotta.

»Mich umgab ein symphonisches Mahlen, Knacken, Reißen, Schlingen, Schmatzen. Überall wimmelten kleine graue bis tiefschwarze Schalen- oder Hülsenwesen in wabernder Bewegung. Als ich mich auf einen Balken stützte, faßte meine Hand gleich dutzendweise diese warmen feuchten, nur als Zwitter von Muscheln und Schnecken und Fröschen zu bezeichnenden Tierchen. Ich sah: die Herrschaften über mir rissen diese Wesen gierig an sich, zogen etwas sich Windendes, Brombeerhaftes, Gallertes aus der fingerhutgroßen Schale und stopften es sich schlürfend in die Mäuler. Ich versuchte es auch.« Paul stoppte bedeutungsvoll. Die Kotta fuhr sich, von der Vorstellung sichtlich erschüttert, mit der Zunge aufgeregt in der Mundhöhle herum.

»Und, Paul, und? Sagen Sie's doch endlich!« Die Kotta trommelte die zarten Fäuste auf den Tisch. Paul genoß seinen Triumph. Er schloß die Augen zu Schlitzen und weidete sich an ihrer unbeherrschten Erregung.

»Meiner Zunge«, sagte Paul und öffnete weit die Augen, wobei er sicher war, daß sie strahlten, »teilte sich dieser unbeschreiblich liebliche Eindruck mit, den wir als lecker bezeichnen.«

Die Kotta konnte sich einen langen Seufzer nicht versagen. Dann tupfte sie sich einige Schweißperlen von ihrer Alabasterstirn. Dann sagte sie streng: »Paul, ich will diese niedlichen glibbrigen Dinger augenblicklich haben!«

Schon rückte sie den Stuhl ab. Paul war erlöst. Er hatte die Kotta doch richtig eingeschätzt. Die vorletzte Hemmung war überwunden. Er hatte keinen Zweifel, daß die letzte zu überwinden nun keiner Kunst mehr bedurfte und unter Naturvorgang gebucht werden konnte. Er hatte klug und richtig investiert. Er war ein großes Risiko eingegangen.

Die Speise war leicht verderblich.  
»Ober! Ein Taxi bitte.«  
Es versprach eine aufregende Nacht zu werden.

*Der Fernsehreporter unterwegs, hoppla*

Mit Glasendorf im Fahrstuhl. Beim Bericht über den Streik bei Opel hätte er den Eindruck gehabt »rechts von der Gewerkschaft«. »Doktor«, sag ich, »das warn wilder Streik, soll ich das feiern?« Schnauze. Hab ich gern, frühmorgens auf die Tour angepustet zu werden. Im Fahrstuhl zücken die Burschen plötzlich ein Parteibuch links von der Mitte, und hinterm Schreibtisch mauern sie die ›Ausgewogenheit. Ausgerechnet Glasendorf. War mal mit ihm bei den Ruhrfestspielen. ›Neue Tendenzen in Recklinghausen?‹, mein Thema schon seit zwölf Jahren. Glasendorf hatte seinen Kofferraum mit verdreckten Schuhen voll. Putzte ihm seine Alte nicht. Stellte im Hotel jeden Abend zwei Paar von seinen Galoschen vor die Tür. Und Glasendorfs Schlitten hat einen großen Kofferraum! ›Rechts von der Gewerkschaft.‹ Da fabriziert unsereins für eine lausige Pauschale mit viel Fleiß und Geschick seine Berichte, damit sie niemandem weh tun, und dann so was! Ich spür, wie seine Galle arbeitet, im 3. Stock hat er sie oben. »Ich erwarte Sie um 11 Uhr 15, Jostes.« »Ist was?« »Stellen Sie sich doch nicht dumm, Jostes, die Sache ist äußerst unangenehm.« Keine Ahnung was er meint, ehrlich. Ich, mit Schafsgesicht: »Können Sie mir nicht nen Tip geben?« Er verzerrt die glatten Backen zu einem Trauerspiel, und all die Qualen der Verantwortung sorgen im Abteilungsleiterauge: »Ich bekam da einen Anruf aus Rondheim...« Tupft den Namen wie die Pest. »Rondheim?« Sicher, da war ich, Filmchen über die Kuhfabrik, na und? Der Fahrstuhl parkt auf seiner Ebene, und genüßlich erarbeitet er einige einschüchternde Worte zum Abschied: »Ihr Privatleben geht mich nichts an, Herr Jostes«, dabei setzt er einen seiner Dreckklatschen auf den Flurteppich, »aber solange Sie unterwegs sind, repräsentieren Sie das Haus, stellvertretend den ganzen Sender, sozusagen.« Du Arsch, das vergeß ich bei dem Honorar keine Sekunde. »Um 11 Uhr 15 also.« Damit gibt

er den Fahrstuhl frei und wieselt in seine Bude. Verschanzt sich hinter schalldichter Doppeltür, höriger Sekretärin und arscht sich hinterm Schreibtisch ein. 11 Uhr 15! Mit mir kann er das machen. Als seien seine Minuten gezählt. Flötet jetzt die Sekretärin in sein Gehege, »11 Uhr 15, Jostes«. Wird das einzige sein, was sie auf seinen Terminkalender pinnt. Ich kenn doch die Typen, ehrlich.

Rondheim. Ein lausiges Kaff. Eine kleine Kirche für die Weiber, und für ein Dutzend Bauern drei Kneipen. Brummt mir immer noch der Schädel von. Vor jedem Bier machen die sich mit einem Schnaps den Magen frei und nach jedem wird gespült. »Anruf aus Rondheim!« Von den Kiesköppen kann doch keiner telefonieren.

Im Schneiderraum. Die Vogel strickt schon an dem Kuhbericht. »Mann, Sie ham abern Affen.« Und ob, Mädchen. »Zuwenig Schlaf, die Arbeit –« »Ich mach mal Kaffee.« Der Wassertopf ist verkalkt wie ein Gipseimer. Und den schorfigen Tauchsieder muß sie aus einem anderen Schneiderraum holen. In Glasendorfs Vorzimmer steht eine piekfeine Kaffeemaschine; nicht von seinem Geld. 11 Uhr 15. Damit die Angst schön brüten kann. Und damit können sie rechnen, daß wir bei jedem Knatsch die Hosen voll haben. Von wegen Sparmaßnahmen, Rationalisierung, Kooperation. Da fangen sie natürlich beim »freien« Mitarbeiter an. Freie Mitarbeiter, nie nannte man arme Schweine sinniger. Und hinterm Mutterhaus wächst der Verwaltungsneubau von den veranschlagten sechsundvierzig auf mittlerweile achtundfünfzig Millionen zu. Aber am Programm wird gespart, dem freien Mitarbeiter die müdeste Mark abgezwickelt. 11 Uhr 15. Damit die Pumpe in Schwung kommt.

Die Vogel summt flotte Weisen, die dann später meinen kleinen Meisterwerken untergemischt werden. Sie war auch wohl beim Friseur. »Haben sich ja ein neues Nest bauen lassen, hübsch, Vögelin, sehr hübsch.« »Gefällts Ihnen?« Gleich wird ihr Hals zur Töpferscheibe, und sie läßt das Köpfchen kreisen. »Perfekt!« Ein freundliches

Gesicht zu machen, kann Knochenarbeit sein: »Und macht Sie mindestens zehn Jährchen jünger.« Man schmiert, um zu vergessen, daß man selbst dauernd eingeseift wird. Doch sie macht's glücklich. Wer soll ihr auch wohl sonst was Nettes sagen? Franz Jostes, der Schneideraumbeglücker. »Ich geh mal aufn Topp, dann packen wirs, Vögelin.« Ich schlepp mich zum Automaten, zieh mir ein Büchsenbier und trinks im Lokus. Muß ja nicht jeder sehen. Man wird verdammt vorsichtig bei dem Job. Das Bier sackt in kaltem Sturz in meine chaotischen Eingeweide. Wäre Nachschub da, ich könnt den ganzen Tag so sitzen. Ich spül, die Dose ist nicht unterzukriegen.

Vorm Schneidetisch. Die Vogel zeigt, was sie hat. Fängt gut an. Schwenk vom Rondheimer Kirchturm auf die Kneipe, von der Kneipe ›Rondheimer Hof‹ wieder hoch zum Kirchturm, runter auf die andere Kneipe, hoch zum Kirchturm und noch mal das Ganze. Einfall von Sölle. Gut für den Text, ›die Rondheimer brauchen nicht weit zu gehen, wenn sie Durst haben‹. Dann Schwenk vom Ortschild über Felder und Weiden, Wallhecken, Baumgruppen auf den riesigen – Zoom – Betonschuppen, die Milchfabrik. »Sauberer Schwenk«, sagt die Vogel. »Sölle«, brumm ich. »Sieht man gleich«, sagt sie. Innen: Boxenlaufstall, Fullwood-Melkkarussell, Kühlwanne und in den Boxen fünfhundert traurige Milchproduzenten: Kühe, Kühe, Kühe. Abgebrauste Euter, milchperlende Zitzen, durchs Bild wischende Quasten, sich anklemmende und lösende Saughülsen, Schläuche, Hinterteile, Hörner, schlotternde Wammen, feinhäutige, durchsichtige Ohren, träumende Kuhaugen. Alles noch Rohmaterial. »Das schneid ich nach Musik, da leg ich einen harten Rock drunter, zack, zack!« Die Vogel haut mir mit ihrer Handkante den gedachten wilden Rhythmus aufs Knie: »Auge! Euter! Auge! Schwanz! Auge! Zitzen! Auge! Schwanz!« Das macht ihr Spaß. Die Cutterin kann zeigen, was sie gelernt hat. Auch von mir, ich geb es zu. Die fünf Minuten, die so ein Bericht dauert,

brauchen Bilder. Die müssen geputzt werden. So gerät in dieser Branche alles zu beliebigem Brei. Da hilft nur Fleiß und Kunst: ›Auge! Euter!‹ »Reicht denn das Material?« »Davon bring ich mindestens neunzig Sekunden, Jostes, das wird gigantisch!« Obwohl eine Heidenarbeit. Soll sie, nicht mein Bier. Brauch ich nicht soviel Text. Das ist das Beknackteste bei dieser Arbeit, daß man da noch einen Text drüberdonnern muß, einen netten, informativen Text. Auf Sekunde getimed. Ansonsten wissen Kameramann und Cutterin allein, wie man so einen Bericht zusammenstaucht. Doch nicht zuletzt im Text beweist der Fernsehreporter Franz Jostes seine Qualifikation.

»Mehr ist nicht.« Das Material läuft aus, die Vogel stoppt den leerlaufenden Teller, stülpt sich den weißen Handschuh über die Schnippelrechte und will sich in ihr Handwerk stürzen. »Warte mal, Mädchen.« Da war doch noch was. So voll war ich denn nun doch nicht. Das Interview mit Dr. Rüscherheide! »Wo ist der verdammte Milchmann, Vogel, das Wichtigste, das Statement von dem Milchingenieur.« »Ich hab nur diese Rolle vom Kopierwerk –« »Schaff mir den Milchmann her!« Die Vogel wirft ihre braunen Augen zu Gott und geht über meine Laune mümmelnd zum Materialraum. Ich grab mich in den einzigen Polsterstuhl und fetz die Zeitung durch. Ab und an ist ja mal ein Thema drin. Im Kontakthof eines Puffs macht ein DKP-Trupp Straßentheater. »Wir diskutieren mit den Damen oft stundenlang über unsere Stücke«, sagt der Leiter der Truppe.« In Essen. Außerhalb meines Einsatzgebietes, Scheiße. Die besten Themen liegen immer woanders oder sind schon geschlachtet. Die Vogel bringt eine Filmbüchse an. »Kein Wunder, wenn die Produktionsnummer fehlt, und nur ›Milch‹ drauf steht.« Warum sollte ausgerechnet der Assi nüchtern bleiben? Daß der noch ›Milch‹ schreiben konnte, ist Leistung. »Typische Schlamperei vom Kopierwerk«, sag ich. Im Kopierwerk arbeiten nur Subversive, Dilettanten, Idioten, Blinde. Da-

von geht jede Cutterin aus. »Im Kopierwerk wimmelt nur so von Schäferhunden und ihren Begleitern mit weißen Spazierstöcken«, sagt sie, und ich: »Eben.«

10 Uhr 18. Die Vogel läßt die Kühe tanzen. Ich mach meinen Text. Wo sind meine Notizen? In der Brieftasche schließlich ein fleckiges, oftmals gefaltetes Blatt. Eine halbe Seite sieht ganz lesbar aus, dann beginnen die Zeilen kühn zu schwingen, und auf der Rückseite torkeln die Buchstaben durcheinander. Ich habe Tage verbracht, um hinter die Bedeutung der von mir im Suff angefertigten Zeichen zu kommen. Immer in der Hoffnung, es stecke mal was Großes dahinter. Wann sonst sollte einem was Umwerfendes einfallen?

›Es begann mit einer Kuh.« Milch, welch ein Stoff! ›Dieser besondere sämige Saft, Milch, der Sorgentropfen deutscher Bauern, wird in Rondheim in großem Stil, nachgeradezu in Strömen gewonnen.« 1966 habe ich mal eine ›ehrende Anerkennung‹ von einer Jury des Adolf-Grimme-Preises für die ›trockene, sachliche, präzise informative‹ Darstellung von Problemen der letzten Köhler im Siegerland bekommen. Die Zeiten sind auch vorbei. ›In Rondheim begann alles mit einer Kuh, bis eines Tages...‹ Ich schmeiß das Papier in den Galgenkorb und schieb zum Automaten. Das Bier bringt mich wieder auf die Milch, und auf einen Einfall für den Schluß. ›Milchgewinnung, wie sie in Rondheim geschieht, läßt keine Wünsche an Qualität und Hygiene offen.« Das kann man stehenlassen. Obwohl Rüscherheide mir in den Ohren lag mit seinen Euterproblemen. Nachdem die Kamera nicht mehr lief, klar. Ich hol die Rondheimer Notizen raus. ›Schlierenbildung, gallertartige Knötchen deuten auf Euterentzündung. Euterkrankheiten sind das große Problem in der Massentierhaltung. Mischinfektionen, Galtstreptokokken, Staphylokokken.« Was soll ich damit? Euterprobleme! Ich hab andre. Die leere Bierdose nehm ich diesmal mit aus der Kabine raus und stopf sie in den Behälter für gebrauchte Papier-

handtücher neben dem Waschbecken. Vielleicht schau ich mir vorm Termin bei Glasendorf noch das Interview an. Ist ja drin, daß es mein letztes war. Langsam wurtelt sich die Angst zur Herzgegend vor. Ob die Vogel ein Valium hat? »Nun lassen Sie mich doch erst den Eutertake schneiden, Jostes, ich bin grad schön drin.« »Ich muß um 11 zu Glasendorf, vorher muß ich das sehen.« Das paßt ihr gar nicht, und aus Trotz legt sie den Ton nicht ganz synchron. Da steh ich also, vor mir Rüscherheide mit hochroter Bombe, ein Schädel wie ein Bierkasten, aber Milchspezialist. Im Hintergrund die Hebel, Knöpfe und Meßgeräte der Automatik für die Gesäuge des Kreismelkstandes und Pegel und Gradmesser für die Kühlwanne. Sölle hält mich schräg von hinten im Bild, gut so, nach dem fünften Schnaps fängt mein linkes Auge an zu schwimmen. Der Stimme ist eigentlich nichts anzumerken. ›Wenn man dieses moderne – Büro möchte man eigentlich sagen, diese vielfältigen technischen Einrichtungen sieht, die mir so kompliziert wie ein Mischpult im Fernsehstudio – daran erinnert mich das hier unwillkürlich – erscheinen, dann liegt es einem fern zu glauben, daß es sich hier um einen landwirtschaftlichen Produktionsbetrieb handelt, genauer gesagt, um einen Kuhstall.‹ Die Vogel schaut ganz fasziniert hin. Mach ich was falsch? ›Herr Doktor Rüscherheide, Sie sind praktisch der Milch-, ö, Milchexperte dieser Anlage und zugleich der Vorsitzende der Genossenschaft der Rondheimer Milchviehhalter. Wie, Herr Doktor Rüscherheide, kam es nun, daß Sie sich entschlossen haben – trotz des für die Landwirte kritischen Milcherzeugungspreises –, einen so aufwendigen Kuhstall zu bauen?‹ Können wir alles wegschmeißen. Der Milchmann ist schon ganz aufgeregt von meinem langen Gequatsche, endlich halt ich ihm das Mikro unter die Nase, und er legt los: ›Ich kann Ihnen versichern, Herr Jostes, das war ein langer Weg, auf dem die Dornen – denken wir mal an den Milchpreis, denken wir mal an die Agrarpreispolitik, die

EWG, denken wir – äh – nur so herumlagen. Den Rondheimer Bauern war klar, daß nur geschickte Unternehmensanpassung, die in einer Konzentration der Milchzeugerbetriebe, einer Rationalisierung der Erfassung und der Produktion, einer Verbesserung der Finanzstruktur und vor allem in einer Verbesserung des Vertriebes ihren konkreten Ausdruck finden mußte, eine Aufwärtsentwicklung garantieren kann. So schritten wir zur Tat. Der Anpassungsprozeß mußte auf technischem, wirtschaftlichem und menschlichem Gebiet – denn es gibt immer wieder Querköpfe, die da nicht mitmachen wollen – durch planvolles ökonomisches Verhalten erfolgen. Jetzt geh ich noch einen Schritt weiter zurück, Herr Jostes, denn das Interessante ist: in Rondheim begann alles mit einer Kuh!« Ich stopp den Film. Mir ist übel. Die Vogel hüpfte zu ihrer Tasche. »Da muß ich Ihnen was zeigen, Jostes, das haut Sie um!« Sie hält mir eine Illustriertenseite hin und drückt das stehende Bild auf dem Schneidetischschirm. »Ist das nicht irre!« Noch ein Melkkarussellbedienungspult, nur stehen nicht Rüscherheide und Jostes dabei, sondern ein Haufen kleiner Maos in wahnsinnig grünen Schlafanzügen. »Auch ein Fullwood«, sag ich. »Aber in China!« Die Vogel liest die Peking-Revue, mir schauert. Rondheim und China, verrückt. »Ist das nicht wunderbar?« Was ist nur los mit dem Mädchen? Die Vogel schwärmt offensichtlich für die kleinen grünen Penner. »Wenn der Intendant wüßte, Vögelin, daß Sie hier mit der der Peking-Revue agitieren –« »Ach, Jostes, Sie wissen doch –« Nichts weiß ich, von dir will ich auch nichts wissen, Vogel, mir graust vor diesem Muff. Eine Enddreißigerin, klein und lieb und grau, deren Leben genauso abspult wie das von Millionen anderen Enddreißigerinnen, »Wat denn, Vögelin, nicks weiß ich, sonst säß ich nicht hier und müßt über Milch denken.« Die netten Worte machen ihr Mut. »Die Chinesen sind so –« Sie hat einen Schmelz in der Stimme, als träumte sie von einer Gehaltserhöhung. »Wat denn?« »So zärtlich.« Das

mir! Nur wenn man ein Maß Normalität in sich zu stabilisieren vermag, kommt man heutzutage über die Runden. Dazu braucht man Nerven, und meine sind heut ganz schön kaputt. Die Chinesen. Halsabschneider, Lustmolche, meinetwegen, aber nicht so was. Das schafft mich. »Fräulein Vogel, hätten Sie vielleicht ein Valium für mich? Ich bin irgendwie –« Natürlich hat sie. Ich nehme gleich zwei und spül mit kaltem Kaffee. Chinesen! In Rondheim sollte man wohnen, den Fernsehapparat in den Kuhstall stellen und sich jeden Tag besaufen. Im ›Rondheimer Hof‹ läuft einem keine Vogel, kein Glasendorf, kein Chinese vors Glas.

10 Uhr 45. »Wollen Sie das Interview nicht weiter sehen?« »Machen Sie ruhig Ihren Eutertake weiter. Ich muß gleich eh zu Glasendorf.« »Ärger?« Sie scheint das wirklich zu interessieren. Rätselhafte Frau. »Nö.«

Rondheim. Sölle irrte mit der Arri im Anschlag durch die Boxen, der Assi durfte dann auch mal einen Euter filmen, der Tonmann – die Namen von denen behält man nie – machte den Viechern vor, was sie zu sagen hätten. Ich saß in Rüscherheides Kabuff. Stripp-strapp-strull. Einfache Rechnung: Bestand aufstocken, Produktion steigern, damit der Milchpreis stimmt. 4600 kg Milch je Kuh und Jahr. Damit wir in der Brühe ersaufen. Unterirdische Tunnelsysteme werden mit Milch gefüllt, stillgelegte Bergwerke, nicht mehr befahrene Tunnels, die Kühlhäuser der Nation vollgestopft mit Butter. Und dann wird der Butterberg zu Weltmarktpreisen in Drittländer verschoben, mit fetten Ausgleichszahlungen, mit meinen Steuergroschen. Rüscherheide amüsierte sich köstlich über all die möglichen Agrargauereien. Die legalisierte Schweinerei. Wie man mit ›Verschiebungen‹ Millionengewinne kassieren kann. Wie man an die Umsatzsteuerpräferenz für West-Berlin-Produkte kommt, indem man Schlachtvieh verfrachtet. Wie man Grenzen und Bestimmungen umgeht. Grenzen und Bestimmungen ausnutzt, Subventionen absahnt. Da griente

der Landmann. Nach dem zehnten Weinbrand geriet er tief in sein Leben. Vor Adolf, ein Jahr vor Adolf, rechnete er, verdiente er siebzehn Pfennig die Stunde, beim Bauern natürlich. Schinderei. Prost. Ich ließ den Assi noch eine Flasche besorgen. Und als Adolf war? Ging Rüscherheide weg von der Scholle, durcheilte Landakademien und half wacker mit siegen und war erst nach einer halben Flasche endlich in Rondheim.

Ich versuchs noch einmal. ›Die Milch wird vom Euter direkt in die Kühlwanne abgesaugt und auf vier Grad abgekühlt.‹ Unter, über Null? Soll der Zuschauer mit sich ausmachen. Wir hätten am Nachmittag bequem zum Sender zurückfahren können. Aber man will sich das Team nicht verderben. Die Jungs sparen sich auf den Dörfern ein paar Mark von den Spesen. ›Wir vom Fernsehen, das zieht noch bei Bauern. Und so wurde es denn auch eine Mordssauferei. Keine Erinnerung mehr. Nur, daß ich an der Theke stand. Von Bauern eingekeilt. Über Milch geredet. Notizen gemacht. Geschluckt wie ein Gulli. Zigarren angeraucht. ›Heißer Sand und ein verlorenes Land gesungen. ›Milch für alle‹ gebrüllt. Freundschaft geschlossen. Ein Glas umgeworfen. Daneben gepinkelt. Soleier gegessen. Gesoffen. Was sollte da passiert sein? Die Rondheimer sind nicht zimperlich. Wer von denen sollte Glasendorf anrufen und warum? Arbeitszeitmanipulation, Spesenfälschung kann er mir auch nicht nachweisen. Das Team hält dicht. Eigene Interessen. Also was?

Von diesen Tabletten kriegt man einen verdammt trockenen Hals. Davon Aktien haben, nur zehn kleine ›Hoffroche‹, auf Knien würde ich dafür nach Basel rutschen. Am Automaten, als die Büchse fällt, habe ich plötzlich einen Klumpen Erinnerung. Ich war bei den Kühen. Ich sah mich aus dem ›Rondheimer Hof‹ torkeln. Ein mieser Film. Ein Mann schleicht um die Kuhfabrik. Der Mann imitiert das sehnsüchtige Blöken der Rinder. Der Mann versucht in den Kuhstall zu klettern. Der Kuhstall hat keine Fenster.

Schnitt. Mondhelle Nacht. Schnitt. Der Mann irrt über den Rondheimer Kirchplatz. Der Mann steuert die drei am Kirchplatz liegenden Kneipen an. Die Kneipen sind geschlossen. Der Mann lacht. Der Mann kichert wie ein Irrer. Blackout.

Auf der Toilette. Ich hol noch mal meinen Zettel raus. Die Hieroglyphen auf der Rückseite. ›Solche Mütter!!!‹ Mütter? Das steht reichlich klar. Die Mütter ziehen alles hinter sich, das Blut ist stark, die Welt hängt an den Müttern. Wenn ich drei Zeichen mache, besoffen wie auch immer, muß da was hinter sein. Ein Querkopf! Rüscherheides Feind. Ein Kerlchen, schwelgte im großen Wort. ›Meine Kühe in Rüscherheides Boxen? Nie!‹ Der Mann machte mir klar, daß in dem Betonschuppen kein Liter mehr oder ein Liter Milch einen Pfennig billiger erzeugt werden könnte. ›Die fallen alle auf die Schnauze, die kümmern sich zur Pleite, keine Kuh stell ich da ein. Bei meiner Herde, über 5000 Liter Milch pro Kuh, solche Mütter!‹ Ich wurde den fidelen Milchbauern nicht mehr los. Quatschte mir die Hucke voll. Mußte die Namen seiner Mütter lernen. Alles Rotbunte, Prämienklasse I, schwere, leichtfuttrige Prachtexemplare, Siegerkühe. ›Linde‹, Vater ›Almjäger‹, Mutter ›Laute‹, Mutterleistung 5876 kg Milch, 4 % Fett, das sind über 200 Kilo! Ich floh.

Sauerei! Büchsenbier. Wir leben wie Barbaren. Mir ist Bier auf die Hose geschlabbt. Beschissener kann man nicht leben. Auf dem Lokus sitzen und sich mit Büchsenbier bekleckern, Angst um seinen Job haben und nicht wissen, was war. Ich irrte durch Rondheim, um Rondheim herum. Der ›Rondheimer Hof‹ hatte geschlossen. Auf dem Kirchplatz stand unser Kamerawagen. Ich war müde. Ich öffnete die Tür vom Kamerawagen. Ich hatte keinen Schlüssel. Die Kerle ließen den Wagen da offen rumstehen. Mensch, das Material, die Ausrüstung! Wäre ich Glasendorf, ich hätte eine Aktennotiz geschrieben. Der Gedanke ließ mich kichern. Ich mußte das Zeug bewachen. Franz Jostes, Nacht-

wächter, Hüter öffentlich-rechtlicher Produktionsmittel. Ich legte mich auf die Vordersitze. Blackout. Dong! Dong! Kirchenglocken. Ich hoch. Vor der Windschutzscheibe Frauen, Frauen. Glotzen mich an. Somnambule. Rondheimerinnen. Ich glotz zurück. Sie weichen. Wo bin ich? Ich bin nicht im Kamerawagen, hier riechts nach Blut. Im Fond hängen Fleischerhaken. Ich raus. Die Frauen zuckeln in die Kirche. Ich blick zum Turm. Sechs Uhr. Ich bin ganz klar. Da ist der ›Rondheimer Hof‹. Die Tür ist auf. Ich finde mein Zimmer und hau mich hin.

Da war noch was. Schreie! Irgend jemand schrie. Ich versuch noch einmal das Geschehen aus dem Geschnier zu lesen. Nur ›Mutterkuh‹ und ›Milchleistung‹. Ich zerreiß das Blatt und steck die Schnipsel in die leere Dose.

Sölle weckte mich am Nachmittag. Mein Gaumen brannte. Sölle sah auch wenig klar. Wir versuchten uns zu einigen, was sich ereignet hatte, und kamen schnell durcheinander. Der Assi hatte ein Trinklied halb gelernt und versuchte durch Singen es ganz zu kriegen. Der Tonmann war stumm, hielt die Hand schützend an der Leber. Kein böses Wort. Der Wirt, der kräftig mitgesoffen hatte, fand uns noch immer wunderbar. »Ein wunderschöner Abend, Kerls, bleibt doch noch hier!« Ab. Sölle und ich besiegten dann in der Kantine noch unseren Nachdurst. Mit Erfolg. Wer soll da angerufen haben?

11 Uhr 5. Ich leg die Dose wieder in den Handtuchkasten, geh zur Vogel, »nur weiter so, Mädchen«, und winde mich die Treppe runter. In Glasendorfs Vorzimmer. »Sie sind –«, guckt die Kuh doch tatsächlich in den Kalender, »für 11 Uhr 15 bestellt, Herr Jostes, einen Augenblick noch bitte.« Ich hau mich in ein Sesselchen und töte, töte mit meinem Blick dies korrekte, brillig verhuschte Wesen. In diesem Zimmer führte ich einst das entscheidende Gespräch, das mich zum Fernsehreporter machte. Vor siebzehn Jahren! Seit siebzehn Jahren schleich ich durch die Lande für mehr Information, Aufklärung und Unterhaltung. Wie hab ich

mich früher in ein Thema gehackt! Ich bin ein schlaffer Typ geworden. Jetzt braust durch meine Adern nur noch die Angst. Summ, summ. »Herr Dr. Glasendorf läßt bitten.« Ich könnt ihr auf den Schreibtisch kotzen. »Nun, wie ist das Material?« Das kümmert ihn doch nicht. Scheinheiliges Interesse. »Ich glaube, es wird mir gelingen, die antiquierten Vorstellungen, die die meisten Zuschauer noch von unserer Landwirtschaft haben, durch meinen Bericht gründlich zu erschüttern.« Vorm Kaufhaus stehen und den Hausfrauen einen neuen Zwiebelschneider anpreisen, ich glaub ich könnt's, ehrlich. »Sehr schön.« Er nickt mir gnädig zu. »Doch weswegen ich Sie sprechen wollte, Herr Jostes – Zigarette?« Oh, ist der in Form. Er raucht nicht. Läßt mich in seiner unendlichen Güte ein paar mal paffen, bevor er mit seinem Statement loslegt. Natürlich weidet er sich dabei an meiner zitternden Rauchhand. Aber ohne einen Schnaps krieg ich die jetzt nicht beruhigt. »Als Abteilungsleiter der Regionalschau trage ich die Verantwortung für das Tun und Lassen der Mitarbeiter dieses Hauses draußen im Lande. Ich bin kein Sittenwächter, aber es gibt Grenzen. Das alles brauche ich Ihnen nicht zu sagen.« Dann sags doch nicht, du Heuchler. »Immerhin arbeiten wir nun schon eine Reihe von Jahren zusammen.« Zusammen! »Siebzehn, Herr Dr. Glasendorf, siebzehn sinds.« Das überrascht ihn. »Zum Sachverhalt, Jostes. Ein Herr Hassenkamp, Fleischer in Rondheim, rief mich an. Ein unangenehmes Gespräch. Der Mann bediente sich einer äußerst groben Ausdrucksweise. Übrigens kam das Gespräch zu mir, weil Sie noch nicht im Schneiderraum waren, Herr Jostes.« Er läßt sich auch nichts entgehen. Ich zuck die Achseln, kann vorkommen. »Also, der Mann war aufgebracht. ›Jostes will ich‹, schrie er, ich zitiere wörtlich, ›wo ist der Frauenschänder!‹« Soll ich zittern? »Ich kenne keinen Hassenkamp.« »Sie scheinen auch eher mit der Frau – nun, wie soll ich sagen – zusammengekommen zu sein.« So besoffen wie ich war? »Ich kenne auch keine Frau

Hassenkamp.« »Nun werden Sie nicht gleich aggressiv, Jostes, ich will Ihnen doch nur helfen.« Ausgerechnet. »Nach Sachlage sieht es prekär für Sie aus. Der Herr Hassenkamp behauptet, vorgestern nacht, gegen vier, als seine hochschwängere Frau zum Schlachthof fahren und dazu das Betriebsauto besteigen wollte, hätten Sie die Frau – erschreckt – oder – genau war das nicht aus ihm rauszukriegen, daß sie umgehend ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte. Sie können sich vorstellen, daß der Fleischer sich anders ausgedrückt hat.« Jetzt hab ich wirklich Bammel. Der Schrei. Vor den Kirchgängerinnen war eine Frau am Wagen. Was ist da geschehen? »Betrunkener Fernsehreporter verursacht Fehlgeburt«, ich seh die Zeile schon in »Bild«. »Und weiter?« Kommt sehr bescheiden raus. Glasendorf hat seine Stunde. »Ich habe hier die Nummer von Herrn Hassenkamp. Für 11 Uhr 30 habe ich einen Rückruf mit ihm vereinbart. Vorher wollte ich mit Ihnen die Marschroute festlegen. Die Sache muß vom Tisch, bevor die Intendanz – ich will mich bemühen, sie nicht informieren zu müssen.« Das sitzt. »Aber dazu muß ich rückhaltlos über die Vorgänge in Rondheim aufgeklärt werden.«

Dann wärs aus. So einen Vorwand kriegen sie nicht alle Tage. Schon morgen ständ ich vor der Tür. Und mit solcher Vorgeschichte könnte ich eine Klage auf Wiedereinstellung beim Arbeitsgericht auch nicht durchziehen. So gehen Traumkarrieren zu Bruch. Vielleicht sollte ich doch mal die Marke wechseln: Milch!, und immer obenauf, konfirmandenklar durchs Leben eiern und nicht immer bierdrösig und im Kopp schwappende Sülze und mit'm Weltbild dumpf und dunkel.

»Ich weiß wirklich nichts, Herr Doktor. Ich kann mich an diesen Vorfall nicht erinnern, ehrlich.« Klingt wenig überzeugend. »Bitte«, Glasendorf eingeschnappt, drückt zum Vorzimmer. »Geben Sie mir die Rondheimer Nummer.« Und hält mir – er hat seine Schuldigkeit getan – den Hörer hin.

Tuut, tuut. Als ich in Rondheim über den Kirchplatz ging, so irre lachte, mir fällt jetzt ein warum. Es war, weil ich mir einbildete, alles schon einmal erlebt zu haben. Was einem hin und wieder bei großen Rauschen widerfährt. Klein- und Großhirn im Streit um die Aufnahme der Realität. In dem Durcheinander da oben finden Verschiebungen statt. Zeitliche und räumliche Desorientierungen. Da wird die Wirklichkeit als schon einmal durchgemacht registriert. Halluzination der Gegenwart, Gedächtnisillusion, déjà vu. Die verzögerte Aufnahme dessen, was geschieht, projiziert das Geschehen als Erinnerung im Gehirnkasten. Das läßt die erfahrensten Säufer manchmal so hirnerbrannt kichern, das hat beerenschluckende Indianer, opiumrauchende Chinesen, kaktusessende Mexikaner an die Seelenwanderung glauben lassen. Deswegen fand Marco Polo die Schamanen so behämmert. Ich muß mich zusammennehmen, Glasendorfs empörte Visage vor mir, daß ich nicht hinter die Wand trete und losgacker.

»Herr Hassenkamp aus Rondheim, ich verbinde«, Glasendorfs Vorzimmer. Ich, ruhig: »Jostes hier.« »Mensch, Jostes, altes Haus!« Worte wie Schulterklopfen, die Stimme kenn ich. »Ich bins, Horst aus Rondheim, wie gehts denn? He, he, hörst du mich?« »Gut gehts mir.« Rondheimer Nacht. Mein Ohr hatte auch für diese Stimme Raum. »Heißer Sand und ein verlorenes Land.« Alles klar, die Musik verband uns. Wir sangen unser Lieblingslied durch eine feuchte Stunde. Ich krächz in den Hörer: »Und ein Leben in Gefahr.« Glasendorf hat angewidert den Mithörer in den Raum gestreckt. »Jostes, ich konnte – wir alle, ich habe überall rumgefragt – wir konnten uns alle nicht an deinen Vornamen erinnern.« Horst Hassenkamp muß immer noch besoffen sein. Glasendorf säuert weiter am Mithörer. Ich lebe auf: »So schnell habt ihr mich vergessen. Schande über Rondheim!« »Ne doch, Mensch, ist doch von wegen dem Kind. Wir haben dich nicht vergessen, Mensch, du bist das Tagesgespräch, aber das Kind muß doch einen Namen

haben und zur Taufe mußt du auch kommen, und dann machen wir ordentlich einen drauf!« Was soll man in Rondheim anderes machen. »Was für ein Kind?« »Mein Sohn, Mensch!« brüllt Hassenkamp. »Meine Alte, kaum hat sie dich da pennen sehn, fühlt sie die Wehen kommen. Ganz leichte Geburt. Neuneinhalb Pfund! Das Kind muß deinen Namen haben, das sind wir dir schuldig, sagt meine Frau auch.« »Na dann, Franz heiß ich.« »Franz, Franz!« jubelt Hassenkamp. »Franz August Horst Hassenkamp. Franz nach dir, August ist der andere Pate, kennst du ja auch aus dem ›Rondheimer Hof, Horst nach mir. Am Zwölften ist Taufe, Franz, um elf Uhr, wir treffen uns vorher alle im ›Rondheimer Hof. Ist ja klar, Mensch Franz, das wird ein Fest!« Hassenkamp hat aufgelegt. Eine treue Seele. Solche Männer wünschte ich mir am Sender. Glasendorf drückt die Backen in die aufgestützte Hand, wohl um nicht grinsen zu müssen. Ich fühle mich prächtig. »Bei unserer Arbeit draußen im Lande, Herr Glasendorf, das vergißt man leicht hinterm Schreibtisch, müssen wir flexibel sein, und auch den Mut haben als Geburtshelfer einzuspringen, wenns not tut.« Bevor er zurückspucken kann, verschaff ich mir einen soliden Abgang: »War sonst noch was?« Meine Herzhälfte ist schon im Vorzimmer, Glasendorf liefert ein geknicktes »Nein, danke« hinterher. Ein schöner Tag. Ich fahr nach unten, schwebe durchs Foyer auf die Straße. Der Fernsehreporter unterwegs zu ›Getränke-Mayer‹. Rondheim, warum nicht? Franz undsoweiter Hassenkamp, mein Patenkind! Das wird ein Fest. Ich nehm die Vogel mit. Mit der Vogel nach Rondheim! Die Vogel ist gar nicht so ohne. Was sie nur mit ihren kleinen grünen Männern hat? Ich werds erfahren. »Guten Morgen, Herr Jostes, was darf es heute sein?« »Champagner!« »Aber gern, welchen bitte?« »Chinesischen«, sag ich.

## Vom Handel mit Ideen

*Beerdigung eines alten Rheinländers im Rheinland*

Konrad Adenauer starb unter großer Anteilnahme der deutschen Bevölkerung. Die Beerdigungsfeier wurde aus dem Kölner Dom durch das Fernsehen live übertragen. Große deutsche Fernsehsprecher kommentierten die Sendung, taktvoll und feierlich. Der Sarg war vor dem Hochaltar aufgebahrt, an seinen Ecken standen die Totengräber, würdige Gestalten. Der Kardinal von Köln las die Abschiedsmesse. Wir sahen Gäste aus aller Welt, Könige, Generale, Bankiers. Dann sang der Chor, dann segnete der Kardinal den Sarg. Plötzlich hoben die Totengräber den Sarg hoch und trugen ihn weg. Der Fernsehsprecher kommentierte jetzt schneller und ein wenig lauter. Vor dem Dom wurde der Sarg auf ein Auto geladen, und los ging's zum Rhein runter. Die Trauergäste liefen hinterher. Am Ufer wurde der Sarg abgeladen und in den Rhein geschmissen. Das ist so Sitte im Rheinland, erklärte der Fernsehsprecher. Der Sarg würde an Düsseldorf, Wesel und Xanten vorbeischwimmen, quer durch Holland ins offene Meer. Wir sahen die Trauergäste am Ufer entlanglaufen, auf gleicher Höhe mit Adenauers Sarg, und das bei diesen Anlässen übliche Lied singen: »Steuermann, bei der Rheinschiffahrt kommt es ganz auf die Strömung an.«  
Die Übertragung und der ausgewogene Kommentar werden uns in guter Erinnerung bleiben

*Der Pfarrer von Bruchsal*

Ein Einbrecher, gerade aus dem Gefängnis entlassen, stieg durch ein offenes Fenster beim Pfarrer von Bruchsal ein und raubte ein Scheckheft und eine Bibel. Als er die Kleidung des Pfarrers auf dem Bett ausgebreitet liegen sah, probierte er sie an. Alles paßte, auch das Scheckheft in die Innen- und die Bibel in die Außentasche.

Wohin er nun kam, machte er den Pfarrer von Bruchsal. Aber vorsichtig. So versuchte er gleich gar nicht, mit den Schecks dahin zu gehen, wo man sie erfunden hat. Einer Bank ist auch der falscheste Pfarrer nicht gewachsen, sagte sich der neue Pfarrer von Bruchsal und suchte Einrichtungen auf, die für Wohltätigkeiten die geeigneteren Mittel haben.

»Bitte lassen Sie durch einen frommen Helfer hundertfünfzig Kerzen in der Gnadenkapelle aufstellen«, sagte er zum Beispiel dem Drogisten in Lautenbach.

»Haushaltskerzen oder handgezogene?«

»Für Haushaltskerzen mach ich keine Wallfahrt ins Renchtal«, sagte der Pfarrer von Bruchsal und wählte wie ein Kenner.

»Aber die kosten zwei Mark das Stück!«

»Nun gut, wer will da kleinlich sein, sie sind ja für die Heilige Jungfrau...einen Kugelschreiber bitte!« Und während der Drogist die Kerzen zählte, schrieb der Pfarrer von Bruchsal einen Scheck aus, fünfhundert Mark.

»Hundertfünfzig mal zwei Mark macht nur dreihundert«, sagte der Drogist.

»Ach Gott«, sagte der Pfarrer von Bruchsal, »so so, dann geben Sie mir bitte noch zwei Döschen Rheila-Perlen, das Predigen macht den Hals so rauh, und den Rest geben Sie mir eben bar, dann brauch ich nicht extra zur Bank, Gott gab uns zwar die Zahlen, doch von Rechnen hat er nichts gesagt.«

So kam ein ungewöhnlicher Glanz in die Wallfahrtskirche Mariä Krönung, und der Pfarrer von Bruchsal hatte mit fast zweihundert Mark einen guten Tag.

Im Hotel machte er es so: »Ich bin der Pfarrer von Bruchsal, potz Blitz, ich habe Mantel und Gepäck im Zug gelassen, Gott sei Dank stecken meine Schecks in der Jackentasche, ein Zimmer mit Bad bitte, ich zahle mal gleich, bevor ich auch das vergesse, ich bleibe die ganze Woche, wir bereiten hier den Landeskirchentag vor, eine Zahnbürste muß ich mir gleich kaufen gehen, einen Schlafanzug, ein Hemd, verflixt, diese heidnische Vergeßlichkeit!« Und während der Hotelangestellte die Rechnung machte, hatte der Pfarrer von Bruchsal seinen Scheck geschrieben, nie zu unverschämt hoch über den Rechnungsbetrag, so daß die Restsumme immer gern ausgezahlt wurde. Doch wußte der Pfarrer von Bruchsal auch Trinkgelder zu geben.

Er blieb eine Nacht und manchmal noch einen Tag, dann zog er weiter, kaufte Bibeln, Gesangbücher, Kerzen, ließ Kartenspiele und Wein in Altersheime liefern, Spielsachen in Kindergärten und sorgte für kleine Gaben im ganzen Land. Bis ihn in Membrechtshofen der Teufel packte. PUSSY CAT hieß das Lokal. Er trank die ganze Nacht mit den Barmädchen, aber es kamen auch nicht mehr als dreitausend Mark dabei auf die Rechnung. Der Pfarrer von Bruchsal schrieb einen Scheck aus über fünftausend. Aus reiner Schreibfreude. Und natürlich um den Mädchen eine Freude zu machen. Der Geschäftsführer dieser ordentlichen Wirtschaft aber wollte immer alles genau wissen, und er blätterte im Telefonbuch unter Bruchsal und fand auch den Pfarrer und war so unchristlich anzurufen, morgens sechs Uhr.

### *Die Alpenschieber*

Als ich ein Junge war, fuhren wir jedes Jahr im Sommer in die Berge und verbrachten die Ferien auf einem Bauernhof bei Berchtesgaden. Der Bauer und seine Familie schliefen im Heu und wir in ihren Betten. Nach dem Abendessen fragte der Bauer (der Klang seiner Stimme war gewissermaßen zackig, die Worte sprangen ihm hoch und fielen wieder hin, abrupt, wie Berg und Tal): »Was darf es morgen sein, Herr Jägersberg?« Unser Vater beriet sich mit unserer Mutter und sagte: »Am Vormittag das Matterhorn, bitte schön, und den Sonnenuntergang in den Tauern.« Der Bauer verschwand und telegraphierte die Anforderung an die Zentrale der Alpenschieber nach Zürich, Bahnhofstraße 43. Am nächsten Morgen lagen wir in Decken eingehüllt auf dem Balkon, tranken Alpenmilch und sahen zu, wie der Watzmann langsam zur Seite rückte und das Matterhorn hervorkam. Mein Vater ließ den pünktlichen Alpenschieber eine Flasche Enzian bringen, wir spielten Karten und ›Das kaufmännische Talent‹, vertraten uns ein wenig die Beine, sangen Lieder aus der Heimat, aßen Knödel. Inzwischen waren die Tauern herangeschoben worden, und wir sahen zu, wie hinter ihnen die Sonne unterging. So verging die Ferienzeit. Täglich zweimal wurden die Berge nach unseren Wünschen versetzt. Unsere Mutter liebte mehr die schroffen Dolomitengipfel, meine Schwester wünschte sich nur deutsche Berge, mein Vater hatte eine Vorliebe für ganze Massive wie Dachstein und Wilder Kaiser, mir wars egal, weil ich die meisten Berge doch nicht voneinander unterscheiden konnte. Am Ende der Ferienzeit wurden wir schwermütig. Der Reiz der Ablenkung wirkte nicht mehr. »Was darf es morgen sein, Herr Jägersberg?« fragte der Bauer, und mein Vater stöhnte: »Flachland, Weite, Horizont.« Aber das gabs nicht. Sie schoben uns Hochebenen hin, es war kein wirklicher Ersatz.

Wir nahmen den Nachtzug Richtung Norden. In der Gegend von Hamm machte mein Vater das Abteilfenster auf und rief: »Norddeutsche Tiefebene du, einzig Geliebte, ich küsse dich!«

So ging das jedes Jahr. Bis das Bergeversetzen aus der Mode kam, die Alpenschieberei aufgegeben wurde, die Mechanik einrostete, die Feriengäste selbst auf die Berge stiegen, Fahnen auf die Gipfel pflanzten, sich vor Gletscherspalten photographieren ließen undso weiter.

Höre ich Touristen heute darüber klagen, daß der Service in den Alpen nicht mehr wie früher sei, zucke ich nur mit den Schultern.

### *Hund ohne Auftrag*

Es gab da einen Hund am Baggersee, einen kleinen schwarzen Hund voller Spiellust. Ein dauernd spielbereiter Hund, standorttreu.

Es war aber immer alles still am Baggersee, als sei etwas geschehen oder zu erwarten. Wir lagen nackt auf unseren Bastmatten und warteten.

Der Hund störte. Es war kein Hund, über den man mit dem Nachbarn in ein Gespräch kam. Wo er auftauchte, erklang Fluchen. Sein rücksichtsloser Spielhunger verbreitete Schrecken. Unsere Ruhe, unser stilles Warten in der Sonne dieses Sommers war so lächerlich, wenn er auftauchte und seine Blechdose herumschubste.

Ich verstand es, ihn mir vom Leibe zu halten. Ich las. Er konnte es nicht übersehen. Von mir war kein Blick auf seine Kunststücke zu erwarten. Zwecklos für ihn, sie in meiner Nähe aufzuführen. Er mußte es begreifen.

Meine Nachbarn machten den Fehler, der aufdringlichen Bereitschaft des Hundes, Befehle auszuführen, nachzugeben. Sie gaben ihm zu tun, er erledigte es und war gleich wieder da, um Wiederholung des Auftrags bettelnd. Ein schwarzer Teufel.

Sein Spielzeug war eine leere Bierdose. Er krachte seine Zähne hinein und rollte sie über das Kiesufer. Sein Glück war, wenn jemand die Dose ins Wasser warf. Der Hund zwang den Unglücklichen zu dauernder Wiederholung.

Er kam doch zu mir. Die Nachbarn, die ihm zuletzt die Dose in den See geworfen hatten, waren vor seinem Wiederauftauchen geflüchtet. Der Hund mußte mich mit ihnen verwechseln. Es konnte nicht lange dauern, bis er seinen Irrtum erkannte. Ich las. Er legte die Bierdose neben meine Bastmatte und stieß sie mit der Schnauze gegen meine Hüfte. Ich reagierte nicht. Er schüttelte sich. Mein Buch wurde naß, und meine Haut verkrampfte sich unter den Wassertropfen aus seinem schwarzen Hundefell. Ich

las. Ich würde ihm die Dose nicht ins Wasser werfen. Er mußte es nur noch begreifen. Es konnte nicht mehr lange dauern. Was sollte er schon machen. Bellen. Ich würde ihn nicht hören.

Ich las. Es war eine Anstrengung. Entsetzt nahm ich wahr, wie der Hund sein Fell an meinem Knie rieb. Es war ekelhaft. Aber ich las.

Dann spürte ich seine Zunge. Eine glatte, feuchte, flächendeckende Zunge leckte mein Bein. Als ich hinsah, erwiderte er meinen Blick. Aus seinen Augen sprach Sklavensinn und eine rätselhafte Beziehung zur Vergangenheit. Er hatte alles verloren, und das Verlorene konzentrierte sich für ihn in der leeren Bierdose. Wenn er sie apportierte, hoffte er, ein Teil des Verlorenen, sei es sein Ich, sein Hundestolz, seine Freiheit, zurückzugewinnen. In verzweifelter Tollheit leckte er mein Bein. Ich ertrug es nicht mehr und stand auf. Der Hund tanzte um mich herum, und als Ausdruck der ärgsten Gemeinheit, der unterwürfigsten Devotion, wedelte er besessen seinen Schweif. Ich nahm die Bierdose und klemmte sie zwischen die Äste eines Gebüschs, für ihn unerreichbar. Dann lief ich zum Ufer und stürzte mich ins Wasser.

Als ich zurückblickte, sah ich den Hund nach der Dose springen. Es war aussichtslos. Er prallte gegen die unteren Zweige, sie peitschten und stachen ihn. Rasend vor Gier und Schmerz, steigerte der Hund noch die Geschwindigkeit seiner sinnlosen Sprünge. Ich schwamm davon.

Beim Zurückschwimmen sah ich den Hund mit einem Mann am Ufer. Der Mann warf die Dose ins Wasser, der Hund sprang hinterher, krachte seine Zähne ins Blech und paddelte zurück. Der Mann nahm die Dose entgegen und warf sie wieder ins Wasser. Der Hund sprang hinterher. Er hatte einen Dummen gefunden. Mir egal. Ich ging weit von ihnen weg an Land, aber immer mit einem Blick auf Hund und Opfer.

Als der Hund wieder seine Zähne ins Dosenblech schlug, sah ich den Mann Kieselsteine aufnehmen, ins Wasser gehen und dem Hund entgegenschwimmen. Der Hund ließ ihm die Dose, der Mann füllte Kieselsteine hinein, probierte, ob die Dose noch schwamm, und warf sie weiter. Die Dose lag jetzt tief im Wasser, und der Hund beeilte sich, sie noch zu erwischen, bevor sie unterging. Er schaffte es auch. Der Mann war dem Hund nachgeschwommen. Der Hund überließ ihm wieder die Dose. Der Mann warf sie wieder weiter, der Hund machte kehrt und paddelte hin, der Mann folgte.

Ich erreichte meine Bastmatte, trocknete mich ab, legte mich hin und nahm das Buch. Aber es war ja gar nicht nötig zu lesen. Ich sah auf den See. Der Mann und der Hund waren schon weit vom Ufer entfernt. Wenn der Hund dem Mann die Dose brachte, warf der Mann sie weiter zur Seemitte. Die Dose lag tief im Wasser und die Paddelbewegungen des Hundes wurden immer rasender, obwohl er nicht schneller vorankam, im Gegenteil. Ich schaute mich um. Tiefe Ruhe. Die Menschen lagen auf ihren Bastmatten und sonnten sich. Niemand achtete auf das Geschehen in der Seemitte. Ich war der einzige Zeuge. Der wollte ich nicht sein. Ich nahm das Buch und las.

### *Serienelefanten*

Das Honorar für den Autor eines Fernsehfilms liegt oft noch unter dem Preis für eine Minute der Realisierung seines Werks. Trotzdem behandeln alle verantwortlichen Produktionsbeteiligten den Autor als den hauptschuldigen Kostenverursacher und demonstrieren nicht nur an seinem Honorar ihren eisernen Sparwillen.

Ich hatte Drehbücher für eine Fernsehserie geschrieben und wurde mit Aufmerksamkeiten überschüttet. *Sehr geehrter Herr Jägersberg, sehr eindrucksvoll, wie Sie die Heimkehr des verunglückten Bergmanns beschrieben haben. Die unheimliche Begegnung mit den aus dem Nebel auftauchenden Zirkuselefanten hat mich sehr bewegt. Nach dem jetzigen Stand der Kalkulation muß ich Ihnen aber leider mitteilen, daß wir am Rand des Machbaren angelangt sind. Meinen Sie nicht auch, verehrter Herr Jägersberg, daß wir diese Szene durch die Ideen unseres erfahrenen Regisseurs ähnlich eindrucksvoll auch mit zwei Elefanten hinkriegen könnten? Bitte denken Sie einmal darüber nach. Mit freundlichen Grüßen. Ackermann, Produktionsleiter.*

Weil ich die Brüder zu kennen glaube, hatte ich gleich zwei Elefanten mehr ins Drehbuch geschrieben. Für meine Vorstellung reichte einer. Ich schrieb:

*Sehr geehrter Herr Ackermann, wenn ein Autor schreibt: Drei Elefanten, dann meint er auch drei! Ich finde es empörend, daß immer wieder wir Autoren, mit Rücksicht auf die Finanzierung, unsere schönsten Einfälle fallen lassen müssen. Weil ich die Produktion nun aber nicht gefährden möchte und Verständnis für Ihre Probleme habe, bin ich ausnahmsweise damit einverstanden, daß dem verunfallten Bergmann nur zwei Elefanten begegnen. Glück auf!*

Über die Entfernung des nächsten Elefanten hörte ich im Gespräch mit dem Fernsehproduzenten, ganz zufällig: »Der Ackermann ist ein toller Hecht«, sagte er, »es ist ihm doch tatsächlich gelungen, bei Althoff einen Elefanten auszuspannen.«

»Im Buch stehen zwei Elefanten«, sagte ich. Der Fernseh-dramaturg lachte.

»Früher standen sogar drei drin«, sagte ich. Der Fernseh-dramaturg legte seine Hand auf meine Schulter. »Deswegen mögen wir Sie ja, Ihr besonderer Humor –. Wissen Sie eigentlich, was ein Elefant so am Tag frißt?«

Es hat keinen Sinn, mit diesen Leuten über berufliche Probleme zu reden. Außerdem hatte ich ja meinen Elefan-ten.

Die Dreharbeiten begannen. Jeden Morgen kam ein Mo-torradfahrer und holte die neuen Seiten ab, die ich in der Nacht auf Wunsch des Produktionsleiters und des Regis-seurs und des Fernseh-dramaturgen geschrieben hatte. Kleine Änderungen. Ich machte aus einer Kompanie Sol-daten entschlossen auftretende drei, verlagerte eine Liebes-szene im Gewitter von der Heide in einen Heuschuppen (das Motiv hatten sie schon) und veränderte Aktionen in Gespräche über Aktionen. Nichts Besonderes in der Bran-che. Jede Nacht sparte ich hunderttausend Mark ein. Dann drehten sie im Ausland. Weil es billiger war. Es wäre ihnen zu teuer gekommen, mich mitzunehmen. So hatte ich meine Ruhe.

Ich bekam einen respektvollen Anruf von meiner Bank. Dahin hatten sie ein Telex für mich durchgegeben, weil ich natürlich nicht über ein Empfangsgerät verfüge. Als ich das Telex abholte, behandelten mich die Bankleute viel auf-merksamer als sonst. »Lieber Herr Jägersberg«, lautete der erste Satz, »wir müssen noch zwei Millionen rauskriegen - stop-«. Dann folgte eine Liste mit Einsparvorschlägen. Danach hatte ich Schwierigkeiten, meine Geschichte wiederzuerkennen. Ich rief den Fernsehredakteur an. »Das wird ein anderer Film«, sagte ich.

»Macht nichts«, sagte er, »die Bücher sind abgenommen, jetzt muß gespart werden.«

Irgendwann waren sie am Drehort so durcheinander, daß sie die alten Sparmaßnahmen von den neuen Szenen und

die alten Spielszenen von den neuen Einsparungen nicht mehr auseinanderhalten konnten. Sie schickten mir einen Flugschein, trotz der Kosten. Ich flog hin, sortierte die teuren Seiten aus und schob die billigen nach. Zum Dank durfte ich abends am Tisch des Regisseurs sitzen.

»Der Produktionsleiter ist ein Geizkragen«, sagte er, »hat mir den Bullen gestrichen.«

»Was für ein Bulle?« Ein Bulle kam in meinen Büchern nicht vor. Der Regisseur hatte Mitleid im Blick, als er mich kurz fixierte, Mitleid mit einem verkalkten Autor, der nicht mehr alles auf die Latte kriegt, was er so dahinschreibt. »Mann! Ihre stärkste Szene, wenn der Bergmann da nach Hause getragen wird, Beine kaputt, und dann kommt der Bulle an, als Symbol der Kraft... Zu gefährlich, meint Ackermann, und kostet zuviel Zeit.« Ich zuckte die Achseln. Von Elefanten sagte ich nichts.

Als ich den Produktionsleiter traf, sagte ich es. »Sie haben mir einen Elefanten zugesagt, und jetzt hör ich von einer Kuh!«

»Kommt gar nicht in Frage«, sagte er, »wir nehmen eine Ziege, der Altmeister kriegt die Szene auch mit Ziege hin, mein Wort!«

Als sie die Dreharbeiten beendet hatten, wurde ich sogar eingeladen, mir das zusammengeschnittene Filmmaterial anzusehen. Dreizehn lange Stunden lang. Manchmal schlief der Regisseur neben mir, manchmal der Fernseh-dramaturg, manchmal saßen sie beide in der Kantine. Als die Stelle mit den Elefanten kam, machte ich die Augen zu. Aber ich hörte auch keine Ziege meckern, nur so eine Art Winseln.

Dann saß auch ich in der Kantine und versuchte, dreizehn Stunden zu vergessen.

»Wie gefiel Ihnen der Hund?« fragte der Regisseur.

»Wo?«

»Na, da im Nebel, wenn der Bergmann mit dem abben Bein kommt und sein Lieblingshund wartet schon auf ihn.

War schwierig zu drehen, der Köter war von den Nebelbomben ganz durcheinander, hat über ne Stunde gekostet...«

»Die sich gelohnt hat«, sagte der Fernsehproduzent, »eine starke Szene, wie der Hund das verlorene Bein seines Herrn verbellt, nicht wahr? Finden Sie nicht auch?«

Ich saß da. Sie meinten mich. Sie warteten auf meinen Beifall. Meine Elefanten waren auf den Hund gekommen. Ein Hündchen wahrscheinlich, Dackel oder Pudel. Und der Pudel war ich. Und sie warteten auf mein fröhliches Bellen.

*Mit Goethe in die Pilze*

Mit Goethe in die Pilze. Sollte ihn nun doch noch, 1787 auf seiner Italienischen Reise, nach hinreichenden Jahren und Erfahrungen, in die bisher wohlbewahrtesten Zustände, ein wertherähnliches Schicksal aufsuchen und alles verderben? Eine schöne Mailänderin, von klarer zarter Haut, mit fast blauen Augen, hellbraunen Haaren und von einem offenen, sowohl ansprechenden als auch anfragenden Wesen, gerät in eine Gesellschaft, die ein englischer Bankier und Kunsthändler in seinem stets offenen Haus in Castel Gandolfo unterhält, Goethe ist dabei. Er hat schon mit einer hübschen Römerin ein gutes Einvernehmen, bekennt seine Gefühle aber nach einem Spiel *Carta napoletana*, wobei *Re bello* drei und *Sette bello* zwei Punkte zählen, der Neuangekommenen.

Die hübsche Römerin erinnert uns gleich an Friederike in Sesenheim; ach, Goethe, wie endet das?

Der zurückgesetzten Römerin Mutter weist ihn darauf hin, daß es sich wohl nicht zieme, da er mit ihrer Tochter in eine solche Teilnahme gekommen, mit einer anderen gleiche Verbindlichkeiten einzugehen. Während sich Goethe mit deutscher Art herausredet, nämlich, daß nach derselben der Kavalier sämtlichen Damen der Gesellschaft, einer wie der anderen, mit und nach, bei und für, sich dienstlich zu erweisen habe, empfindet er immer eindringlicher, je länger je lieber, also je länger er redet, wie es müßigen Herzen zu gehen pflegt, seine entschiedene Neigung zur schönen Mailänderin.

Den Äußerungen der Mailänderin liegt etwas Strebsames unter, was Goethe mag. »Wir lernen nicht schreiben«, sagt sie zum Beispiel, »weil man fürchtet, es führte nur zu Liebesbriefen; man würde uns nicht lesen lassen, wenn wir uns nicht mit dem Gebetbuch beschäftigen müßten et cetera«, und unvermittelt bekennt sie, wörtlich: »Ich gäbe alles drum, Englisch zu können.«

Nichts leichter als das. Im Haus des Engländers liegen allerorten *newspapers*. Goethe greift eine und liest an beliebiger Stelle: Eine Frau ist ins Wasser gefallen, aber gerettet. Die Sache lohnte das Papier nicht, wäre nicht zu melden, daß Sprung oder Fall der Frau ins Wasser ungeklärter Natur sei, unklar auch die Person des Retters. Liebhaber oder Ehemann, die Ermittlungen laufen, wir berichten darüber. »Also«, sagt Goethe, »dies sind die Hauptworte, dies die einwirkenden, bewegenden und bestimmenden Worte.« Und keine dreißig Minuten sind um, daß die schöne Mailänderin die Stelle, als stünde sie italienisch da, vorlesen kann. Selten durfte Goethe eine so geistige Freude sehn, als die Mailänderin sie ausdrückt, indem sie ihm für den Einblick in dieses neue Feld einen allerliebsten Dank sagt. Sie kann sich kaum fassen, die Erfüllung ihres sehnlichsten Wunsches so nahe und versuchsweise schon erreicht zu sehen.

Beim Abendessen sucht sie den Platz neben ihm. Immer wieder fragt ihr schöner Mund, »wie kam die Frau ins Wasser, wie kam sie wieder raus«, in englisch. Goethe, voll innerer Bewegung, versucht gar, sie zu beschwichtigen, aber da hilft nichts mehr, ihr Zustand ist aufgereggt und seiner nicht minder.

Dann die schlaflose Nacht. Übergehen wir.

Beim Mittagessen läßt sich ihr Zustand nun nicht mehr verheimlichen. Die Gäste werden aufmerksam. Nun, nun, Goethe! Folgt die lange Mittagsruhe, die Leiber ruhn, doch die Empfindungen durchjagen sie.

Jetzt der Abend. Goethe möchte den Sonnenuntergang im Beisein der schönen Mailänderin erleben. Kurz vor dem Ziel fangen ihn die anderen Damen ab, darunter die Mutter der verschmähten Römerin. Wie hatte Goethe gesagt? Deutsche Art sei, jeder Dame der Gesellschaft ungeschmälert hingegeben zu sein. Also sitzt er da, muß die Reden der Damen hören, und die Sonne fällt wie Feuer.

Die Damen besprechen einen Bräutigam, wägen seine Mängel, in getroster Hoffnung, daß diese zu mildern und zu bessern die Anmut, der Verstand, die Liebenswürdigkeit seiner Braut im künftigen Ehestande hinreichen werde. Und die Sonne sinkt, die schöne Mailänderin wartet, die deutsche Art fordert ein hartes Opfer. Aus Höflichkeit, und gewiß nicht um die Reden zu verlängern, fragt Goethe, wer denn Braut und Bräutigam seien. Wir ahnen, wie es ist, nur Goethe weiß es nicht. Entsetzen ergreift ihn, als er hört, daß die schöne Mailänderin versprochen ist und ihr Bräutigam noch heute erwartet wird. Seine geliebte Schülerin! Englisch in dreißig Minuten. Aus. Schluß.

Er stürmt in die Natur, mit dem Zeichenblock, nimmt einen weiten Weg und versucht, das in der letzten Zeit von ihm arg vernachlässigte landschaftliche Italien getreulich abzubilden.

Die Fülle des Körperlichen, die jene Gegend bietet in Fels und Acker, Auf- und Abstiegen, zerklüfteten Bach- und Flußbetten, bizarr gerahmten Grotten, in Weinstöcken, Sträuchern und Gräsern und dichten Kastanien- und Eichenwäldern, schärft seinen Sinn, und so nimmt es nicht wunder, daß er plötzlich eine Gruppe prächtiger, aus dem Waldboden wie Karikaturen seiner verdrängten Sinnlichkeit aufquellender Pilze entdeckt, vertraute und weniger vertraute. Er pflückt sie alle, trägt sie behutsam zurück ins Haus des Engländers und überläßt sie dem Koch.

Zum Nachtessen sitzt der eben eingetroffene Bräutigam an der rechten Seite der schönen Mailänderin, an ihrer Herzseite sitzt Goethe. Der Bräutigam erweist sich als gebildet, auf gefällige Weise beredt und ist von Gestalt Goethe so ähnlich, daß einige Gäste Vergleiche anzustellen nicht umhin können. Leichten Suppen und Salaten folgen die Pilze und finden einhellige Zustimmung. Der zur Entgegennahme von Lob gerufene Koch erklärt, Herrn Goethe seien die Pilze zu danken. Artiges Lob von allen Seiten, nur der Gastgeber ist, ohne es sich anmerken zu lassen, ver-

stimmt, daß ein Gast sein Mahl ungefragt bereichert hat und zudem die hausübliche Bestimmung der Pilze durch einen Kenner unterblieben war.

Die ersten Anzeichen hält man für ein dieses zweideutige Gericht typisch begleitendes Völlegefühl, dem man gern und unter launigen Bemerkungen mit Likören bei den Damen und Schnäpsen bei den Herren zu Leibe rückt. Doch dann geht es Schlag auf Schlag. Die Mutter der beleidigten Römerin ist die erste, sie kippt einfach um. Andere laufen erst rot an oder sperren verwundert wie über ein ungewöhnliches inneres Erleben die Münder auf, bevor sie sterben. Die schöne Mailänderin aber, ihr Bräutigam und Goethe sitzen weiter lebend zu Tisch. Goethe empfindet eine angenehme Hitze im Leib bei klarem Kopf, der von Minute zu Minute leichter zu werden scheint, als würde ihm alles Belastende wie Dampf entweichen, auch die schöne Mailänderin wird von angenehmen Empfindungen durchströmt, und der Bräutigam berichtet von ungewöhnlichen Bildern, die in seinen Kopf wie in einen optischen Apparat einfielen.

In dieser Nacht vereinigen sich Goethe und die schöne Mailänderin und beschließen, nicht mehr voneinander zu lassen. Der Bräutigam, dessen außergewöhnlich beherrschtes und wägendes Wesen sich unter den herrschenden Umständen auf das Schönste offenbart, ist einverstanden, die Braut zu lassen und fürderhin als Goethes Stellvertreter zu leben. Goethe und die schöne Mailänderin ziehen nach Mailand, während der Bräutigam vorläufig in Rom verbleibt, sich mit Goethes Verhältnissen vertraut macht und die Briefschaften zu übernehmen anfängt. Vier Kinder schenkt die schöne Mailänderin dem glücklich unter dem Namen des Bräutigams lebenden Goethe, der in der Administration der Oper eine ihn erfüllende Aufgabe findet. Endlich, am 18. Juni 1788, trifft der Bräutigam in Weimar ein, dient seinem Herzog und schreibt nebenher einige Bücher, FAUST, WILHELM MEISTER, DICHTUNG UND

WAHRHEIT, Sachen, die uns bis auf den heutigen Tag  
angenehm zu unterhalten vermögen.

*Blut im Literaturverlies*

In Singen am Hohentwiel war ein Volksfest ausgeschrieben mit hundert Attraktionen, Theatergruppen, Sängern, Pantomimen, Zauberern und merkwürdigerweise auch mit Schriftstellern. Sie hatten mich eingeladen, auf diesem Fest zu lesen, oben auf der Burgruine Hohentwiel, im Literaturverlies, Sonntag, 17 Uhr.

In Singen gibt es eine Maggi-Fabrik. Ich hatte gerade zum 100. Geburtstag der Erfindung von Hülsenfrüchtemehl zur Suppenbereitung eine Geschichte geschrieben und dachte, damit in der Stadt, in der jeder dritte Arbeitnehmer Maggi verpflichtet war, auf Interesse zu stoßen.

So eine Fahrt durch den Schwarzwald hat ihren Reiz. Ich steckte meine Geschichte in die Aktentasche, Zahnbürste und Rasierzeug dazu, und fuhr, um eine geruhsame Fahrt zu haben, drei Stunden vorher los.

Ich merkte bald, daß sie nicht reichten. Es waren zu viele Autowanderer unterwegs. Starknervige Fahrer, noch begieriger an einer geruhsamen Reise durch den Schwarzwald als ich, auf beiden Straßenseiten. Die Straßen waren nicht besonders breit, dafür schön und kurvenreich. Mir erschloß sich die ganze Bedeutung des Wortes Überholvorgang. In Klosterreichenbach wechselte ich mein Hemd, in Alpirsbach war ich für den rücksichtslosen Ausbau von Autobahnen, in Schramberg hatten sie mich endlich.

»Ich muß nach Singen, zu diesem Burgfest«, sagte ich zu den Polizeibeamten, »ich zahle was Sie wollen, nur lassen Sie mich schnell weiter, ich komm eh schon zu spät.«

Sie rechneten mittels einer Tabelle meine Zuwiderhandlung aus. Ob ich mit zwanzig Mark einverstanden sei? »Natürlich.« Dann riet mir ein Beamter noch, wenn ich in Zukunft pünktlich sein wolle, rechtzeitig loszufahren. Ich raste weiter.

Mir fiel auf, daß Autowanderer mit Pforzheimer Kennzeichen sich besonders intensiv auf die Landschaft konzentrierten.

Kurz vor der Autobahnauffahrt, in Dunningen, konnte ich auf einen Streich sieben Autos aus Pforzheim überholen. Am Ortsende von Dunningen freute ich mich nicht mehr so darüber.

Sie winkten mich nicht einfach an den Straßenrand, sondern gleich auf einen abseits gelegenen Parkplatz. Ich schaltete das Radio aus, Straßenzustandsberichte und Zeitansagen brauchte ich wohl nicht mehr. Als ich die Pforzheimer Kolonne überholte, muß ich über hundert Stundenkilometer schneller, als innerhalb Dunningens erlaubt war, gefahren sein. Sie würden mir wohl den Führerschein abnehmen. Brachten sie mich dann im Hubschrauber zum Singener Fest?

Die Polizisten umstanden einen Bus aus Schweden. Auch ich konnte sehen, daß seine Reifen total abgefahren waren. Ein hoffnungsloser Fall. Der Fahrer machte auch keine Anstrengungen sich zu verteidigen, er weinte auf Schwedisch.

Als einer der Polizisten auf mich zukam, war ich übergabebereit. Ich sammelte meine Papiere ein, zog den Schlüssel ab, nahm meine Aktentasche und stieg aus.

»Sind Sie das, der nach Singen muß?«

Wie schön, daß sich das in Polizeikreisen schon herumsprach. Ich nickte.

»Dann man los, Sie kommen sonst noch zu spät!« Er ging zur Straße, hielt die mittlerweile anrollenden Pforzheimer an und winkte mich vom Parkplatz, mit heftigen Gebärden, daß ich Gas geben sollte.

Ich erreichte Singen mit halbstündiger Verspätung. Um den kegelförmigen Berg mit der Burgruine Hohentwiel kreisten Hubschrauber. Die Stadt war für jeglichen Autoverkehr gesperrt. Als ich den Polizisten sagte, wohin ich mußte, jagten sie mit Martinshorn vor mir her durch die Absperrungen zum Ordnungsdienst.

»Sie sind eine halbe Stunde zu spät dran«, sagte der Einsatzleiter im Zelt des Ordnungsdienstes nach einem Blick auf seinen Ablaufplan.

»Tut mir leid«, sagte ich.

»Wir holen das schon wieder auf«, sagte er und gab Anweisungen in sein Sprechfunkgerät.

»Wo soll ich denn lesen?« fragte ich. Er zeigte zum Berggipfel.

Hinter dem Zelt des Ordnungsdienstes landete ein Hubschrauber. Er brachte mich zu einer Wiese auf halber Berghöhe, wo ein Motorradfahrer mit laufender Maschine und blinkenden Lichtern auf mich wartete. Wir brausten einen steilen Pfad hoch, an unablässig abwärts und aufwärts strömenden Besuchern vorbei, von denen eine Menge betrunken schienen, und die anderen sahen auch nicht so aus, als ob sie auf dem Weg zu einer Autorenlesung waren.

Der Motorradfahrer setzte mich am Burgtor ab und zeigte mir den Weg zum Zelt der Festleitung.

»Sie sind eine Dreiviertelstunde zu spät«, sagte eine Dame im Zelt der Festleitung und hakte meinen Namen im Festplan ab. Ich entschuldigte mich.

»Wissen Sie, wo das Literaturverlies ist?«

Ich verneinte. Sie gab mir einen Kundschafter mit. Und ich bekam zwei Packen Bons, auf dem einen stand Wurst, auf dem anderen Bier.

Der Kundschafter kannte sich auch nicht aus. Wir kamen an offenen Bierschänken und Bratwurstständen vorbei; Zauberer zeigten ihre Tricks, Weber und Schmiede und Küfer demonstrierten ihr altes Handwerk, Zigeuner geigten, Neger trommelten, Männer in Landsknechtskostümen bliesen Fanfaren. Der Kundschafter fragte überall nach dem Literaturverlies. Niemand wollte es kennen. Nach einer halben Stunde standen wir endlich vor einem dunklen Loch in der Burgmauer. Kalte Luft wehte heraus. Ein halb abgerissenes Pappschild baumelte an einem Steinvorsprung:

LITERATURWERKSTATT. Um in das Verlies zu kommen, mußte man durch das kleine Loch mit meterdicken Wänden. In dem kalten Raum standen ein paar Bänke, und an der Stirnwand brannte eine Lampe über einem Stehpult. Natürlich war niemand in dem feuchten Keller.

Der Kundschafter fand schließlich in der Umgebung eine Dame mit Sprechfunkgerät und Armbinde: EINSATZDELEGIERTE.

»Wann wollen Sie anfangen«, fragte sie.

»Ich bin zu spät, tut mir leid.«

»Was sind Sie?«

»Schriftsteller.«

»Was wollen Sie da machen?«

»Lesen.«

»Was?«

Ich zeigte auf meine Aktentasche.

Sie benutzte ihr Sprechfunkgerät. »Hugo, wir haben hier noch einen fürs Literaturverlies.« Sie nannte meinen Namen und sagte, ich würde aus Büchern lesen, die ich in einer Aktentasche mitgebracht hätte.

»Verstanden«, sagte Hugo.

»Wenn die Kapellen mal ne Pause machen«, wandte sie sich an mich, »kommt ihre Ansage, dann kanns losgehen. Viel Vergnügen.«

Sie ging. Auch der Kundschafter verabschiedete sich. Ich stellte mich neben das Eingangsloch. Manchmal kamen Besucher mit einem Programm in der Hand und wagten einen Blick in das Verlies. »Gleich fängts an«, sagte ich zaghaft, worauf die Besucher schnell weggingen.

Dann knackte es in den an allen Ruinenecken angebrachten Lautsprechern, und die Kapellen verstummten.

»Achtung eine Durchsage: der kleine Friedrich Mittelholz sucht seine Eltern. Die Eltern von Friedrich Mittelholz bitte zur Rot-Kreuz-Zentrale am oberen Burgplatz.«

Ganz im Hintergrund der eingeschalteten Anlage hörte ich meinen Namen tuscheln. Dann kam von einer anderen Stimme die Durchsage:

»Eben wurde eine Bierflasche vom alten Ritterturm runtergeworfen. Wir sehen uns leider gezwungen den Zugang zum Turm mit sofortiger Wirkung zu sperren. Wir appellieren an Ihre Vernunft und Besonnenheit. Lassen Sie sich durch einige betrunkene Elemente nicht die Festfreude verderben.«

Die Lautsprecheranlage blieb eingeschaltet und wieder hörte ich meinen Namen flüstern. Der erste Sprecher meldete sich wieder:

»Noch was. Im Literaturverlies gehts jetzt weiter. Otto Jägersberg liest aus der Aktentasche. Ende der Durchsage.« Die Kapellen spielten wieder. Die Sonne schien. Die Luft war schwer vom Geruch der Würste.

Die nächsten Neugierigen, die nur mal eben durchs Loch schauen wollten, hielt ich fest. Ich ließ meinen Daumen durch die Bons schnappen und behauptete, allein nicht mit ihnen fertig zu werden. Es kamen noch zwei vorwitzige Jugendliche, die ließ ich auch nicht mehr weg. Ich lockte sie in das Verlies und sorgte dafür, daß sie sich in die erste Reihe setzten, vier Erwachsene, zwei Kinder. »In einer Viertelstunde sind wir alle wieder draußen«, versprach ich, »und kümmern uns um die Verzehrbons.«

Ich öffnete meine Aktentasche, um das Manuskript über Julius Maggi herauszunehmen.

Wie gesagt, jeder dritte Arbeitnehmer in Singen arbeitete bei Maggi.

Ein stechender Schmerz durchzuckte meine Hand. Ich schrie auf. Die Augen meiner sechs Zuhörer starrten gebannt auf meine Aktentasche. Ich hatte in eine Rasierklinge gegriffen. Die Klinge war zwischen Nagel und Fleisch des Mittelfingers gedrunken. Es blutete entsetzlich. Einer meiner erwachsenen Zuhörer ergriff unter dem Vorwand, kein Blut sehen zu können, die Gelegenheit, um zu verschwinden. Die anderen kümmerten sich rührend um mich. Wir waren überrascht, wieviel Blut in einem Finger steckte.

Dann hörten wir eine aufgeregte Lautsprecherstimme die Musik unterbrechen:

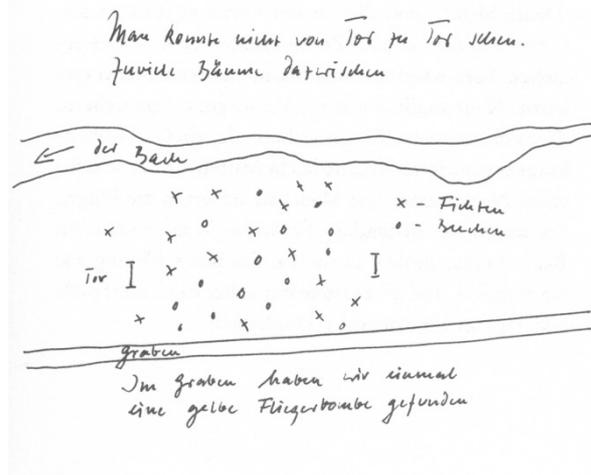
»Sanitäter sofort ins Literaturverlies! Achtung Sanitäter! Sanitäter sofort ins Literaturverlies...«

In wenigen Minuten war der Raum voll. Am Eingang drängelten sich die Neugierigen. Die Sanitäter kamen nur mit Gewalt durch. Insgesamt waren es zwölf. Zwei blieben während der gesamten Lesung da und legten den Zuhörern, die sich bei der Drängerei am niedrigen Eingang gestoßen hatten, Kopfverbände an.

Mit dem harten Kern der Zuhörer brachte ich dann die Bons für Wurst und Bier an die Stände. Irgendwann im Laufe der Nacht seilten wir uns den gefährlichen Berg hinab. Auch in der Stadt gab es noch Gelegenheiten für Bier und Wurst. Erst wollte ich meine Freunde nicht allein lassen, als sie wieder in die Maggi-Fabrik mußten, aber an der Stechuhr kam mir die Einsicht, daß die Veranstaltung für mich wohl beendet war. Und ich fuhr zurück durch den Schwarzwald, vorsichtig, und überlegte bei jedem Verkehrsschild, was es wohl bedeuten könnte. Die Polizei hätte mich jederzeit anhalten können, ich war auf alle Prüfungen vorbereitet, ich war bereit, es allen Polizisten dieses Landes recht zu machen. Das war freilich eine langwierige Heimreise.

### Langsames Verschwinden des Balls aus dem Leben

Waldmeister. Endlos waren Stoppelfelder und Wiesen. Nur der Ball gab die Kraft, sie zu beherrschen. Schon als Kind im Wagen hatte er mich überrollt; eine unberechenbare Gewalt, die umwarf. Immer waren die Bälle glitschig bei uns und schwer von Nässe, und die Haut brannte, wo sie trafen. Langsam lockerte sich eine Naht, dehnte sich, bröckelte, die rote Blase quoll leuchtend hervor, und das Leder verformte sich, der Ball eierte und sprang endlich, unberechenbar wie eine Ziege, meist in Stacheldraht, und es gab einige Tage Ruhe.



Die Pfeife machte den Richter, die Hose den Wart der Ball den Führer, die Fahne den Verein, der Rückenwind den Sieger. Vor den Ernten war unser Platz im Wald, von einem Bach und einem Graben mit stehendem Gewässer gesäumt, in jeder Spielhälfte gehörten acht Bäume mit zur Mannschaft.

Die Hose hatte mich zum Wart gemacht. Mein Vater hatte in ihr schon im Tor gestanden, und mein Bruder hielt in ihr für den Handballverein. Sie reichte mir von der Brust bis zu den Knien, ich sicherte sie mit Trägern und Gürtel. Sie war warm und dick wie eine Matratze und gab mir eine unerschütterliche Sicherheit. Jeder Ball war der Anlaß zu einer Parade. Immer wieder die köstliche Erfahrung des durch die Hose gedämpften, beinahe schmerzlosen Aufpralls und der Rufe: »Töfte! Jofel!« Wir waren Waldmeister. Fahnenmutter wurde Ursel, Wimpelträger Josef. Unser Kampfruf war: ›Deutschland!‹ und die aus der PETER-BÜSCHER-SIEDLUNG brüllten: »Zicke-Zacke-Hühnerkacke!« Die erzielten Tore wurden in die Mannschaftsbücher eingekerbt. Neue mußten erst die Versorgungslage sichern. Wer sich hervortat, Eingemachtes oder ein Glas Rübenkraut organisierte, konnte leicht Mittelstürmer sein für einen Nachmittag. Die Mädchen sicherten die Flügel. Da waren sie zuständig, die in das Wasser verirrtten Bälle herauszuholen. Dann war der Ball schleimig wie ein Karpfen, und ich faustete ihn voller Ekel. Die Spiele endeten bei Einbruch der Dunkelheit.

Manchmal war ich allein im Wald. Ich stand im Tor und schoß den nächsten Baum an und hechtete nach dem zurückprallenden Ball.

Ein Förster des Waldbesitzers Constantin Freiherr Heeremann von Zuydwyck zählte es zu seinen Pflichten, hin und wieder die Tore zu zerstören. Dann ruhte der Fußballbetrieb, und wir legten Nägel aus für des grünen Mannes Leichtmotorrad und sägten Brückchen an, bevor wir uns an den Wiederaufbau machten.

Preußen Münster. Männer und Kinder fahren am Sonntag früh aus der Siedlung los, Henkelmänner und einen Akkumulator für die Sirenen auf dem Fahrradanhänger. Weit war der Weg über die Loddenheide zum HAMMER-Stadion hinterm Kanal. Wir sahen alle Vorspiele, mit Herz und

Hand für Preußen. Ich unterstützte jeden Angriff mit meiner Rottenwächtertröte. Zwischen den Spielen aßen wir Kartoffelsalat. Ich bewunderte die Fußballer, die sich die ihnen bei Unterbrechungen gereichten Seltersflaschen über die Haare gossen, und die Torwarte, die auch im Sommer Handschuhe trugen. Am Nachmittag endlich der Anpfiff zum Hauptspiel. Überall nahmen Erwachsene die Sicht. Eine Mauer aus Kleppermänteln. Wenn ich zu den gegnerischen Angriffen trötete, setzte es was. In der Pause schlug man sich vor den Kabinen um einen Platz für Fiffi Gerritzen und Addi Preißler ganz aus der Nähe.

Sieg oder Niederlage beanspruchten gleiche Verweildauer in den am Heimweg liegenden Wirtschaften. Ich sehe mich vor dem RÖMERWIRT stehen und in die einfallende Nacht tröten. Aber die Männer an der Theke wollten das Spiel ganz zu Ende spielen. Vielleicht dämmerte ihnen am nächsten Morgen, wenn sie mit schmerzenden Schädeln zur Arbeit fuhren, wer diesmal wieder verloren hatte.

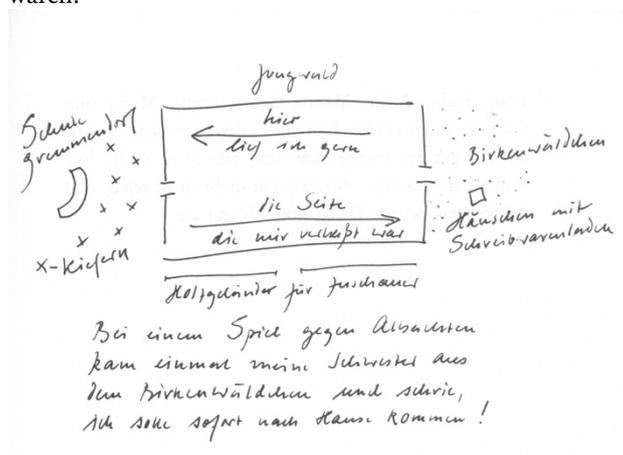
*English football.* Das waren wir dem deutschen Fußball schuldig. Die deutsche Fußballjugend hatte den Krieg nicht verloren. Mit Äxten und Sägen kriechen wir durch das Wäldchen vor den Tommyplätzen. Das Laub ist glitschig und klebt an den Beinen. Da, ein Rascheln! Rascheln von Schlangen. Die Tommys setzen Schlangen aus, um ihre Anlagen zu schützen. Wir schätzen Schlangen nicht. Ein unerträgliches Schleichen und Wesen ist um uns herum. Der Tommywald wimmelt von Schlangen. Wir sehen sie nicht, aber sie sind da, überall! Die Tommys haben die gefährlichsten Giftschlangen aus Afrika hier ausgesetzt. Afrika, verlorenes Land! Auch Afrika müssen wir wiederhaben. In den ehemaligen Kolonien hallt der sehnsüchtige Schrei nach deutscher Herrschaft wider. Wir sind es auch unseren treuen Askaris schuldig, daß wir jetzt durchhalten. Die Schlangen hängen an den Zweigen und schwingen in gefährlicher Nähe an unseren Köpfen vorbei, sie kriechen

unterm Laub und streifen unsere Haut mit ihren glitschigen metallenen Peitschenkörpern. Kommt nur! Wir fassen Äxte und Sägen fester. Da schimmern endlich die hohen weißen Tore von den Kasernenmauern.

Nicht einmal bewacht haben sie ihre den deutschen Fußball verspottenden Tore. Sie fürchten sich vor der Nacht, die Brigadiers mit den Kartoffelherzen. Wir erreichen den Rasen. Der Rasen ist in Ordnung, die Schlangen bleiben zurück, der Rasen wächst auf deutschem Boden, von deutschen ehemaligen Soldaten gepflegt, in ganz England findet man keinen so gepflegten englischen Rasen wie diesen. Und da haben sie ihre Tore hinzusetzen gewagt, mit den weit über den Querbalken ragenden Pfosten, in die wir hauen und sägen. Ungestört, denn wir wissen, die Brigadiers liegen jetzt auf den Bäuchen und kriegen die Pardestöckchen der Obertommys in die Ärsche gesteckt. Schwer sind die Pfosten zu fällen. Deutsches Holz. Doch es gelingt.

Rechtsaußen. Da gabs noch richtiges Gras, an keiner Stelle kam der Sandboden hervor wie auf dem vielbelaufenen Mittelstreifen. Ich lief vom Birkenwäldchen zum Kiefernwald, auf und ab, wie die Bälle kamen, allein, unbehelligt, die Feinde griffen erst in Tornähe an. Auf dieser Seite gab es nie Zuschauer, hinter der Aschenbahn begann der Wald. Ich hielt den Ball auf der langen Strecke in großen Schüben und spielte ihn, wenn die Feinde kamen, in die Mitte. Ich vermied direkte Schüsse aufs Tor aus Angst vor Fußschmerzen. Der Ball war so schwer. Es brannte so, wenn man richtig schoß. Die Tore waren breit, hoch, ohne Netz. Die Torwarte taten mir leid. Diese demütigenden Gänge der Warte, um die durchgelassenen Bälle zurückzuholen. Wir spielten in schwarzen Turnhosen und weißen Unterhemden. Man sprach davon, daß Trikots angeschafft werden sollten, blau-weiß, jeder sollte Fußballschuhe haben und Stutzen. Die Verteidiger hatten sich unter hohe Schuhe Lederplättchen genagelt. Wir Läufer spielten in Turnschuhen.

Ich haßte das Spiel auf der anderen Seite. Da standen hinter einem Holzgeländer die Freunde, die Angehörigen der Feinde, Mütter, Experten. Vor ihren Augen mußte man schneller laufen, häufiger abgeben, härter rangehen. Sie waren ganz nah und schrien; ich zupfte immer wieder meine Turnhose mit den weiten Beinen zurecht, die Zuschauer sahen alles! Ich rannte mit starrem Blick aufs Birkenwäldchen zu, in dem ein kleines Holzhaus stand mit einem Schreibwarenladen, in dem es gut roch, nach Holz und Papier und Tinte. Da suchte ich mir den sternförmigen ATOM VON ARGONA aus und den runden Kopierstift TRADITION von STAEDTLER mit dem Mondgesicht auf dem roten gemaserten Holz. Und auf der Theke stand ein Kästchen mit Holzwolle, in der Knallerbsen verborgen waren.



Die Anfahrten zu den Auswärtsspielen dauerten Stunden. In jedem Dorf gab es andere Regeln. Nach dem Spiel waren meist unsere Räder platt. Eine einsame Überlegenheit schaffte gegen die Aktionen der Feinde die Anwendung des Wortes 'unsportlich'. Willstewas? Waswillste?

In den Umkleideräumen ging es mitunter zärtlich zu. Großzügig trug man einander Salben auf und verwickelte sich in Binden. Zu Hause endlich wurden die Auswärts-  
spieler wie Helden empfangen. Nachmittage süßer Ermattung bei Pudding mit eingedicktem Kirschensaft, und in den Erzählungen knallten die Schüsse.

Der Ruhm eines Torschützen nahm im Laufe der Woche zu, und endlich wurde aus Horst der Hotte, aus Friedrich der Fiffi, und der Trainer schliff die Wolfi, Didi, Bubi, Addi, Manni, Sebi, Bobbi, Micki und Gerri zu einem gefürchteten Haufen, der in die Tabellen auf der Sportseite kam, und wer jetzt noch ohne Fußballschuhe war, durfte nicht mehr mitspielen, und der Beitrag wurde fällig, und ich trat aus.

### *Die Verschweinung der Kühe*

Das Schwein schuf dem Menschen die häusliche Verfassung, das Rind wies zum Ackerbau, der Esel besorgte den Handel, die Vögel weckten Sehnsüchte, Schafe und Ziegen gaben den Landschaften das Aussehen, abgerichtete Hunde, mitbesoldete Untertanen katholischer Majestäten, hetzten die Amerikaner und halfen ihr Land zu erobern, ein Pferd war dabei. Die Hunde sind jetzt an Dir, Europäer!

O, unsere lieben Haustiere. Von den Autobahnen herab sehen wir noch Schafherden dahinziehen, das hat unseren Beifall, und auf den Flugplätzen sehen wir Herden in Koppel, und sie haben unser Mitleiden. Das einzelne Schaf verirrt oder nicht, gehört geschlachtet.

Den Pferden hängen wie Zecken die Jockeys an, die ihnen die schrecklichsten Verwünschungen ins Ohr schreien. Das hinterherlaufende Pferd ist schnell aus dem Rennen. Da einige Länder den Transitverkehr gesunder Pferde in ausländische Schlachthäuser verbieten, werden ihnen vorher Knochen gebrochen, Augen ausgerissen und dergleichen. Ziegen und Esel sind selten geworden.

Hühner, Enten, Gänse, Hasen, Fische und Vögel sterben aus oder werden umgewandelt (Zucht).

Maulwürfe, Mäuse und Käfer machen den Boden zu einem aufregenden Gebiet, bis wir es anders vorhaben.

Das Schwein gehört schon lange nicht mehr ins Haus.

Es überlebten unbeschadet nur Katze, Hund und Kuh.

Die Katze ist das ausgereifteste Spielzeug.

Über den Hund das letzte Wort.

Die Kuh war des Menschen wertvollster Besitz. Allen ihr Wesen verändern wollenden Angriffen hielt ihr komplizierter Magen bisher stand.

Die Kühe haben meine Verehrung. Sie sind schön. Sie sind gut. Sie wissen alles. Die Ernährung ist das Absolute. Tadellos in ihrer Unschuld, rein von allen Sünden, gänzlich ohne Leidenschaft.

Die Kühe sind die fleischgewordene Harmonie. Sie grasen am Hang, sie gruppieren sich anmutig nach den jeweiligen Wolkenbildern, ziehen Schleifen, promenieren, zu langem Denken lagern sie.

Die Kühe übernehmen aus der Erde, und sie empfangen aus der Luft. Alles zielt auf den Magen. Sie ernähren sich vom Wachsen an sich. Und sie geben den Extrakt des Wachsens ab.

Ihren Beobachtern zeigen sie das Wetter an, den Gläubigen sind sie für allerlei Weissagungen gut, und sie hören auf die allerschönsten Namen. Vierhangige, Viergangige, Zweiglitzige, Zweispitzige und Eine-zottelt-nach.

An ihre Milch kamen wir über die Liebe. Der erste Melker führte seinen Arm in ihre Vulva ein und streichelte die Gebärmutter, bis sie die Milch schießen ließ.

Zuchtziele der Kuhhalter waren immer die sieben fetten Kühe, die Pharao im Traum erblickt hatte. Als Produkt eingespritzten Samens gepäpelter Spitzenvererber oder sogenannten Embryo-Transfers, stehen sie heute als milchbetonte, fruchtbare Zweitnutzungskühe mit gut plaziertem, leicht melkbarem Euter und korrekten Gliedmaßen in jedem Stall. Die Kuh, die sich auf den Beurteilungsbögen der Prüfer eine enge Stirn, ein trübes Auge, eine lose Schulter, einen Karpfenrücken, kuhhessige Hinterbeine oder einen nicht schenkelfüllenden Euter ankreuzen lassen muß, ist des Todes.

Im Auftrag der Kuh war der Bauer ein guter Landschaftsgestalter. Schön sind alle Wiesen, doch ihr Ende ist nah.

Rindviehhaltung ist wegen ihrer Flächenabhängigkeit in bäuerlichen Betrieben verblieben. Mähen und Heuen machen Arbeit, und soll die Kuh ihren Humor nicht verlieren, muß ihr auch im Stall alles recht gemacht werden. So verhinderten Anspruch und Charakter die Industrialisierung der Milchviehhaltung. Das wird nun anders. Die Attacke geht durch den Magen.

Nach dem Abkalben kann die Kuh bis zu drei Monaten nicht so viel fressen, wie sie nach ihres Halters Wünschen sollte.

Die ideale Funktion des Pansens setzt die Aufnahme bestimmter Mengen Rohfaser und Strukturfutter in einem bestimmten Verhältnis voraus. Ist das Verhältnis gestört, erhalten die Pansenbakterien zu wenig Nährstoffe für die Produktion des Eiweißbedarfs der Kuh. Sie muß vom eigenen Fett leben. Steigert der Bauer die Eiweißmenge im Futter während des beschränkten Aufnahmevermögens, wird das im Verhältnis zur Energie überschüssige Eiweiß zu Ammoniak abgebaut und über den Harn ausgeschieden. Das Eiweißdefizit der Kuh teilt sich ihrer Milch in sinkenden Werten mit. Nach dem Milcheiweißgehalt aber berechnen die Molkereien des Bauern Ware.

So ging das tausend Jahre, und Kuh und Bauer nahmens hin. Nicht aber deutsche Wissenschaft. Ihr Ergebnis ist ein Futter aus formaldehydbehandeltem Sojaschrot. HCHO, ein stechend riechend Gas, in wäßriger Lösung Formalin, wird zu Desinfektionszwecken und zur Konservierung anatomischer und kosmetischer Präparate benutzt. (Der Verdacht auf eine krebserregende Wirkung des Formaldehyds, weil Konzentrationen der Chemikalie bei Ratten Nasentumoren verursacht hatten, wurde jüngst von der Bundesregierung so beantwortet, daß auch bei Personen, die von Berufs wegen Formaldehyddämpfen ausgesetzt seien, eine erhöhte Sterblichkeit nach Erkrankungen des Nasen-Rachen-Raumes nicht hätte festgestellt werden können.)

Im neuen Kuhfutter setzt Formaldehyd die Verdaulichkeit des Sojaweiß herab und bringt es an den Pansenbakterien ungefährdet vorbei in den Dünndarm, wo es direkt in den Eiweißstoffwechsel eingespeist werden kann. Die veröffentlichten Versuchsergebnisse sind glänzend: mehr Milcheiweiß, erhöhte Fruchtbarkeit; der Kuhhalter fühlt das Geld schon in der Tasche.

Das Wunder stammt aus dem Hause MILKIVITT, eine Tochter der BP, futtermittelrechtlich gab es keine Bedenken, der Landhandel rotiert, die Vertreter laufen, was soll der Bauer tun als kaufen, die Kuh frißt. Ernährungsphysiologisch ein Prozeß der Verschweinung der Kuh. Und wenn ihre Fütterung gehandhabt werden kann wie die des Schweins, des Huhns, des Mastkalbs, des Kaninchens, braucht es sie nicht mehr am Hang, braucht es den Bauern nicht mit seinen schönen Wiesen. (Zudem bedeutet die Steigerung der Milchleistung bei begrenzten Absatzmöglichkeiten, daß die Zahl der Kühe, damit der Bauern, die sie melken, zurückgehen muß.)

Soja, Maniok, Tapioka –, die fruchtbarsten Felder der Entwicklungsländer werden mit Früchten bestellt, die wir in Hühner-, Schweine-, Rindermägen stopfen.

Der Sojaanbau in Brasilien wurde noch ausgedehnt auf Kosten des Anbaus von Bohnensorten, die dort Hauptbestandteil der Volksnahrung sind. Während wir einige hundert Tonnen Nahrungsmittel für die hungernden Kambodschaner aufbrachten, lieferte zur gleichen Zeit für Europas Schweine Kambodschas Nachbarland Hunderttausende Tonnen Maniok, das bislang für den menschlichen Gebrauch angebaut wurde.

Die Dimension unseres Umgangs mit Tieren ist ihre Umwandlung, die Dimension unserer Politik Vernichtung.

Die Kuh wird über den Magen zum Schwein gemacht. Der Bauer wird das Geschäft, sein letztes, selbst besorgen.

Nur in den Gegenden, die für die Wiederherstellung menschlicher Arbeitskraft von Bedeutung sind, werden aus therapeutischen Gründen die Kurdirektionen noch sogenannte Wiesenkühe einsetzen, die öffentlich zu grasen haben.

Nun, werden Sie sagen, kocht dem Kuhfreund aber die Milch im Kopf über. Und ich sage, bitte, schauen Sie einmal, wer Ihnen zu Füßen liegt, wagen Sie dem noch in die Augen zu sehen? Treu, sagen Sie. Ich meine, das sind längst *Sie* geworden vom langen Frieden an der Leine. Da muß

Ihnen wieder einmal ein Wandel entgangen sein. Der Hund ist längst dabei, der Herr zu werden. Noch tarnt er sich als Darsteller alter Tugenden, als harmloser *allround-dog*, als Werbeträger und Filmstar. Ich denke, er trifft längst die Entscheidungen. Sie sind nicht einmal so sehr gegen Sie persönlich gerichtet. Vielleicht mag er Sie sogar – als Hund.

Wein Liebe Vaterland

## Der Alte lacht

Dieser Spaß  
wenn der kleine Junge plötzlich merkt  
daß er selbst seine Schritte lenkt  
Diese Lust  
wenn der kleine Junge plötzlich begreift  
wie man radfährt  
Dies irre Gefühl des Gelingens  
wenn er sich getraut hat  
Diese Begeisterung  
wenn der Mann plötzlich erkennt  
daß er geliebt wird  
Diese Leichtigkeit die ihn überkommt  
wenn er spürt  
daß alles vorbei ist  
Dieses einmalige Glück  
so viel erlebt zu haben  
und zu wissen  
er hat es im Himmel erlebt

Als ich ein Junge war

Min Moder de mi slacht  
Min Vadder de mi et  
Min Süster dat Marleeneken  
Sammelt all min Beeneken  
Bindt se in ein siden Dok  
Kiwitt Kiwitt ach wat en schönen Vogel bün ik

Sonntags Sehnsucht  
als Fleisch erscheinen  
von Gemüse zart  
umlegt

Die Soße weiß  
um mich

Die Petersilie stört

Das überbrühte Auge harrt  
auf den letzten Bissen

So einiges gelobt zu hören  
Ach all das Leid  
Geschmack betörend  
Mahlzeit

Endlich  
gerat ich

Das hätte ich ihm wirklich  
nicht zugetraut sagt Vater  
Bescheiden wie immer die Mutter  
legt nach

## Junge aus der Siedlung

Wie er sie haßte  
die polnische Wirtschaft  
die Gebete das Geklapper das Jauchen  
das Schlachten das Feiern das Gesinge den Gestank  
Hühnerscheiß Kaninchenpisse  
und wenn sie dann hingen federnlos  
Fell über die Ohren  
nackte kleine Menschen zum Ausbluten  
die Vorfreude

Als Junge sehnte er sich nach Mädchen  
aus Neubauvierteln  
In den Neubauvierteln gab es nur  
Schönheiten  
Wie er sie verehrte  
diese Milchwäute diese Samtstimmchen  
Tu die Pfoten vonne Hecke  
Mach dich hier wech von Koten  
Kniestrümpfe mit Troddeln Faltenröcke  
Fahrradklingelbrüste beim Federball  
Räder mit Dreigang-Naben und Wimpeln vom  
Ruderverein

Wie er sie begehrte  
die Neubaumädchen hinterm Panoramafenster  
unterm Flachdach auf Wiesen wie Teppichen

Er hat es geschafft  
Die Frau war tatsächlich schwerer  
zu erwerben als das Haus  
Gut erhalten  
Kinder Haustiere

Heute geht er hinterm Bahnhof spazieren  
Sozialsiedlung Leute die Pech hatten Türken

und Russen die behaupten Deutsche zu sein  
Häuser wie ein klarer Gedanke  
völlig ohne Schmus  
einfach nur zum Wohnen  
Ja da herrscht Leben

## Lebensstimmung

War als Lehrling hochgestellt  
küßte die Sekunden  
riet den Kunden Zeit am Stiel  
in ein Buch gebunden

Fand den Himmel überziel  
trieb die blassen Renken  
in den Tannenbusch gefiel  
was ich mocht verschenken

Eben ruft mich meine Frau  
zu den Kindertrögen  
fliegen da ohn sichtbar Ziel  
ihre roten Mägen

Nachbarin du blaue Bluse  
faß dich in die Seite  
spürst du diesen kleinen See  
haut dein Herz mein Knüppel

Tasse Löffel roter Wein  
wär ich Priester worden  
flöge Schnee auf meine Kutte  
wenn es schneite stark

## Vor der Liebe

Bevor Anita die Liebe kannte  
aß sie Liebesperlen  
in allen Farben Liebesperlen  
Liebesperlen gemischt  
in der Nuckelflasche

Anita nascht Liebesperlen  
schrieb der Lehrer ins Klassenbuch  
während des Unterrichts  
Wütend stampfte sein Holzbein  
auf die Nuckelflasche

Tausend Liebesperlen rollten  
auf dem Klassenboden  
Die suchst du alle auf Anita  
nach dem Klingelzeichen

Anita leckte ihren Daumen  
tupfte die Liebesperlen auf  
Liebesperlen gemischt  
unter Tischen und Bänken

Wenn wir heute Anita sehn  
Hallo Anita wie gehts  
Keine Zeit pausenlos  
auf der Suche  
nach Liebesperlen

## Mädchen meiner Jugend

Die Mädchen meiner Jugend  
waren Benzin  
Benzin in weißen Autos

Die Mädchen meiner Jugend kochten  
in dem Topf zwischen ihren Schenkeln  
Spezialitäten

O wie sie gingen  
Die Augen immer auf dem Sprung  
nach Zutaten

Mich ließen sie nur  
probieren  
                  Hier probier  
Immer nur probieren  
                  Du darfst auch mal  
                  bitte  
Nie genug

Ich sah die Mädchen meiner Jugend  
in die Polster roter Autos stürzen  
Männer hoben sie von meiner Erde  
auf die Hocker der Milchbars  
Männer mit breiten Krawatten  
nahmen meine Mädchen aus der Tanzstunde  
                  Wartet nur  
rief ich bitter  
                  meine Stunde kommt noch

Ich sah die Mädchen meiner Jugend  
Bräute werden in den schwarzen Autos  
Ich sah die Bräute Mütter werden  
und von den Männern keine Spur

Heute im weißen Auto  
mit den roten Polstern  
mach ich ihre Bewegungen nach  
Allzeit bereit

## Die Sinnlichkeit der Frauen

Ach die Sinnlichkeit der Frauen  
ist ein seltsam Ding  
Ganz selten für Sekunden nur  
fühlen wir Aha so läuft das also  
aber dann ist es auch schon wieder  
vorbei

Frauenart warum gibt es das nur  
Selbst der kleine Wühler  
der Grottenforscher und Hausgeologe  
weiß nicht weiter

Überall wahrlich überall vermuten wir  
bei den Frauen den Sitz der Sinnlichkeit  
Es ist zum Verrücktwerden wo ist nur  
der geheimnisvolle Sitz der Sinnlichkeit  
(Die Frauen kennen ihn  
angeblich selbst nicht)

Wir erforschen die entlegensten Körpergegenden  
bringen Markierungszeichen an  
Wegweiser für unsere Nachfolger  
nur unerschrocken weiter Jungs  
hier gehts lang  
dies ist der richtige Weg  
zum Sitz der Sinnlichkeit

Denkste  
Bei dieser erfolglosen Sucherei  
bleiben wir ewig kleine Jungen  
Die Frauen gehen längst herum  
mit ihren frischen Hintern wie duftende  
krustige Brotlaibe vom Schwarzwaldbäcker  
und pfeifen auf den Sitz ihrer Sinnlichkeit  
Spottlieder

## Stöbern in alten Truhen

Im Flur die Truhe  
Weiß kaum was drin ist  
An einem Sonntag im Februar  
Fing meine Frau an  
Da mal aufzuräumen

Ich saß an der Schreibmaschine  
Andauernd kam meine Frau rein  
Mal ne alte Weste  
Kennst du die noch  
Mal Kinderhemdchen  
Schals

War längst Mittagszeit  
Die Kinder liefen aus dem Haus  
Kommt sie mit einem Strumpfgürtel an  
Guck mal guck doch mal

Was für ein Haushalt  
Die Kinder ernähren sich am Würstchenstand  
Ich hab Hunger und du läufst  
Mittem Strumpfgürtel rum

Einem verdammt alten Strumpfgürtel  
Aus Batist mit Strapsen aus blaßrosa Naturkautschuk  
Ziernähten aus drelierten Fäden  
Bordüren aus Plattstich mit Spinnenfüllung

Sieh mal die Kirschblüten in Hochstickerei  
Mit Durchbruch in der Art Schweizer Ajourarbeit  
Und hier die Rüschen aus Brüsseler Spitze mit  
Streusternchen schau diese Tüllmuster mit den  
Figürchen aus Stopfstichen  
Schau die Halterösen aus Irisch Horn

Schau die zarten Häkchen  
Wie leicht sie zu lösen sind  
Schau

Nivea

Kein böses Wort über Nivea  
Nivea du linder Schleim  
du deutscher Schmier  
du Massenweiß  
Nivea

ja du bist gut  
Wir nehmen dich auch da  
wo deine Werbung nicht hinkommt  
Du hast die Haut meiner Frau  
vor dem Austrocknen bewahrt  
ein Leben lang  
Danke Nivea  
du nasse Watte ohne Mätzchen  
preisgerecht

Meine Mutter schwört auf Nivea  
meine Tante Hilde schwört auf Nivea  
Nein Bismarck der Schlinger drei Koteletts zum Frühstück  
roch nicht nach Nivea  
aber der Kaiser liebte Nivea  
und Hitler war Nivea-Fan  
und Adenauer nahm Nivea nach den Rosen

Was würden Sie auf eine einsame Insel mitnehmen  
fragen sie immer wieder die Bücherbesitzer  
O Nivea  
Nivea  
keine Nacht ohne Nivea  
du Fett

ohne Reue  
Nivea  
du bist die Zärtlichkeit  
zwischen uns  
auf alte Art

## Forza Enrico

Seht Enrico  
Enrico der Sattler  
unser Campionissimo  
stattliches Alter schon fürn unabhängigen  
Radathleten (dilettante indipendente)

Fühlt seinen Puls  
so erkennt ihr die Stärke des Herzens  
das Herz eines Elefanten  
transportiert mit jedem Lungenzug  
drei Eimer Luft

Prüft diese Halsmuskeln  
der Beweis für die geniale Struktur  
seiner geschmeidigen Muskeln  
marmorhart  
keine Heftzwecke haftet in seinem Arsch  
wetten

Faßt diese Kniescheiben  
wie Teller  
und ihr kapiert endlich sein Knochensystem  
aus konifzierten Edelstahlrohren

Enrico wälzt kein Blut um  
er treibt seine Gelenke mit Kerosin an  
Enrico hat Sonne in den Speichen  
Enrico heißt unser Mann  
Wir nehmen noch Wetten an Fremde  
Der Priester segnet den Reifendruck  
8 bar

Die Frauen küssen die Steine  
über die seine Reifen rollten  
Bei der Madonna von Ghisallo  
jede Wette Enrico

Unsere herrlichen Frauen spucken  
auf die schlaffen Schenkel  
eurer knickbeinigen Kosaken  
Straße frei für Enrico  
Enrico ist der King  
der Rest ist Republik

Herr Jesu

Am Heiligen Abend  
laden wir einen Nachbarn  
den das Jahr über  
unauffällig lebenden  
Herrn Jesu  
zum Festmahl

Ein bescheidener Esser  
trinkt grad  
drei Schlückchen Wein  
redet dafür aber  
flaschenweis

Begebenheiten  
aus einem langen  
Streunerleben  
mit naiven Schlußfolgerungen  
für die Kinder  
ganz lehrreich

Bevor er  
richtig loslegt  
wider Besitz und Handel  
übers Familienleben herzieht  
und die Anarchie verherrlicht  
drehn wir den Kindern  
die Weihnachtssendung  
im Fernsehen an

Wir gönnen  
dem einsamen Mann  
seine Reden  
einmal im Jahr  
Weil er kein Ende findet

machen wir noch mal den Baum an  
er singt zwar nicht mit  
wir denken  
es rührt ihn  
doch

## Mit Frauen unterwegs

kann Spaß machen  
Nur kleine Pflichten  
wie für Jungs  
Kartenlesen Geldumrechnen

Schon diese Art zu packen  
Kleider wie Anweisungen  
was zu passieren hat  
auf alle Fälle

Immer sagen sie schön  
wie schön  
Hinter jeder Kurve  
lauert das Schöne

Am Rand von Konflikten  
rauchen sie  
wie früher die Indianer

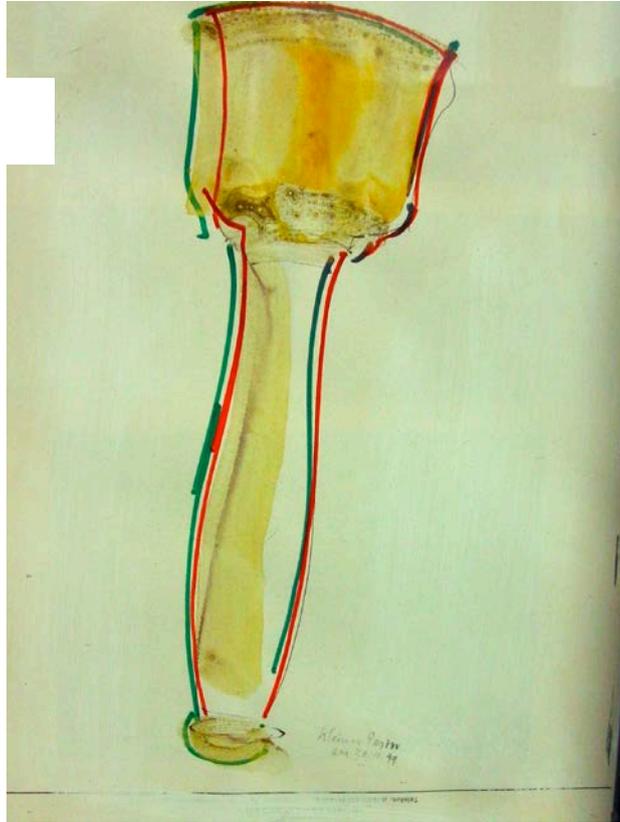
Wie gut sie ohne ihre Chefs  
ihre Männer ihre Kinder auskommen  
Ansichtskarten reichen

Und diese altmodische Lust  
am Überschreiten von Grenzen  
Im neu eroberten Zollreich  
werden vom zuständigen Helden  
Stempel erwünscht  
Der Begleiter schmiedet sein Eisen  
für den nächtlichen Auftritt  
als Löwenherz oder Pinocchio

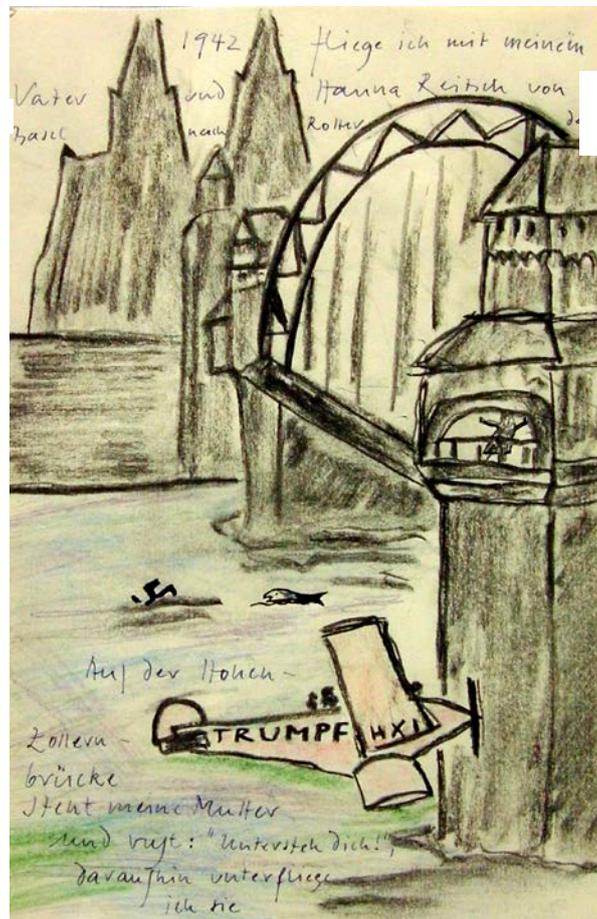
Feine Sache  
mit Frauen unterwegs zu sein  
Land und Leute  
lernt man nicht kennen



*Goethes Größe. Kennt keiner. Gab ja kein geordnetes Passwesen zu seiner Zeit. Wir maßen in Weimar nach seinen erhaltenen Kleidern: Von der Fußsohle zur Mitte 97 cm, von da zur Halskrause 46 cm, vordere Armlänge 57 cm, Brust- und Rückenumfang 113 cm, Bauch 126 cm, Schulterbreite 12 cm, Kopfumfang.*



*Der kleine Pastor*



1942 fliege ich mit meinem Vater und Hanna Reitsch von Basel nach Rotterdam. Auf der Hohenzollernbrücke steht meine Mutter und ruft: »Untersteh dich!« Daraufhin unterfliege ich sie.



*Tunichtgute und Tunichtböse*

## Nachwort

Dies Buch kommt aus Westfalen, soll da auch bleiben, Westfalen mögen es lesen. Walter Gödden hat es angeregt, ich habe einige Vorschläge gemacht, und jetzt lese ich, daß ich auch Herausgeber sei.

Herausgeber, was ein Wort für einen selbst. Ich gebe mich heraus. Als würde ich mich ohne Stock und Hut aus dem Haus zu einem Spaziergang geben, vielleicht mal im Sommer, aber sonst doch nicht. Ich habe 73 Stöcke, bin auch so alt. Jeden Tag nehm ich einen anderen. Hab auch jede Menge Mützen und Hüte, werden auch tagesfrisch ausgeführt. Und Kartoffelstampfer hab ich wie nur einer, eine Truhe und zwei Koffer voll. Ich halte die nämlich für vollkommen, besonders wenn sie aus einem Stück gedrechselt sind. Selbstredend bin ich ein Freund von Stampfkartoffeln, für die nehm ich nicht jedesmal einen anderen, wechsele nur zwischen denen, die Namen haben, *Der kleine Pastor* ist mir der liebste. Als ich ein Junge war, wollte ich Pastor werden, ich fand das Predigen so schön. Der Pastor Spieker, der für uns in einer Baracke im Blau-Kreuz-Wäldchen am Bach predigte, sorgte dafür, daß ich in die Realschule nach Münster kam, um später Pastor werden zu können. Meine Eltern wohnten bis zu ihrem Tod am Albersloher Weg in Hiltrup-Ost oder Angelmodde-West, heute nach Münster eingemeidet. Nie würde ich sagen, daß ich Münsteraner sei, ich komme aus dem Grenzgebiet zwischen Hiltrup-Ost und Angelmodde-West.

Was also habe ich Herrn Gödden vorgeschlagen? Genau was Sie hier lesen können. Es sind Stückchen aus Romanen, Geschichten und Gedichten, die ich bei Diogenes veröffentlicht habe. Die Idee der Unternehmung ist, daß wenn Sie Interesse an diesen Kleinigkeiten finden, Sie sich alle meine Bücher besorgen sollen. Wenn ich auch kein Herausgeber bin, dann doch ein gewiefter Geschäftsmann. Weil ich eine Lehre als Buchhändler gemacht habe, in

Münster, der wundersamen Stadt, die keiner verlassen  
kann, ohne von ihr gezeichnet worden zu sein.

*Otto Jägersberg*

## Textnachweise

*Lückenotto* aus *Weihrauch und Pumpernickel. Ein Westpfälisches Sittenbild*. Zürich 1964, S. 80-85; *Jesu geh voran* aus ebd., S. 86-91 – *Nette Leute*. Zürich 1967, S. 125-130 und S. 172-188 – Auszüge aus *Der Herr der Regeln*. Zürich 1983, S. 7-11; S. 33-37; S. 67-72 – *Dazugehören* aus: *Der letzte Biss*. Zürich 1983, S. 81-118; *Eine Liebesgeschichte* aus ebd., S. 49-54; *Hosenanzüge* aus ebd., S. 119-129; *Für eine Feinschmeckerin* aus ebd., S. 7-21; *Der Fernsehreporter unterwegs, hoppla* aus ebd., S. 130-149 – *Beerdigung eines alten Rheinländers im Rheinland*, aus *Vom Handel mit Ideen*. Zürich 1984, S. 9-10 – *Der Pfarrer von Bruchsal* aus ebd., S. 11-13; *Die Alpenschieber* aus ebd., S. 36-37; *Hund ohne Auftrag* aus ebd., S. 45-48; *Serienelefanten* aus ebd., S. 71-75; *Mit Goethe in die Pilze* [Auszug aus der Geschichte *Unter Kunstzwang. Römisch in 30 Tagen. Brocken aus den Herzenserleichterungen eines Massimo-Stippis*] aus ebd., S. 112-118; *Blut im Literaturverlies* aus ebd., S. 189-196; *Langsames Verschwinden des Balls aus dem Leben* aus ebd., S. 215-222; *Die Verschweinung der Kühe* aus ebd., S. 225-231 – *Der Alte lacht* aus *Wein Liebe Vaterland*. Zürich 1985, S. 13; *Als ich ein Junge war* aus ebd., S. 16; *Junge aus der Siedlung* aus ebd., S. 17-18; *Lebensstimmung* aus ebd., S. 19; *Vor der Liebe* aus ebd., S. 25; *Mädchen meiner Jugend* aus ebd., S. 26-27; *Die Sinnlichkeit der Frauen* aus ebd., S. 30-31; *Stöbern in alten Truhen* aus ebd., S. 32-33; *Nivea* aus ebd., S. 34-35; *Forza Enrico*, aus ebd., S. 40-41; *Herr Jesu* aus ebd., S. 71-72; *Mit Frauen unterwegs* aus ebd., S. 91-92.

Der Herausgeber dankt dem Diogenes-Verlag für die Überlassung der Abdruckrechte.

Folgende Titel Otto Jägersbergs sind bei Diogenes lieferbar:

*Der Herr der Regeln. Roman.* ISBN 978-3-257-21612-7.

*Keine zehn Pferde. Gedichte.* ISBN 978-3-257-06922-8 (erscheint im Mai 2015).

*Weibrauch und Pumpernickel. Ein westfälisches Sittenbild.* ISBN 978-3-257-20194-9 (Neuausgabe Mai 2015).

Im Stroemfeld-Verlag erschien 2011 vom Autor:  
*Bilderbuch.* Zahlreiche farbige Abbildungen. ISBN 978-3-86600-152-7.

Im selben Verlag hat Jägersberg mehrere Publikationen über Georg Groddeck vorgelegt.

Ein herzlicher Dank gilt Amelie Voita für ihre redaktionelle Mitarbeit.



*Begegnung 1, Bauzaun Baden-Baden*



*Begegnung 2, Ausquartierung*



*Wenn wir jemals die Sterne erreichen, dann nur mit den  
Fahrrädern*



*Bei Liebermann, Wannsee.*